Ulrich Zwingli.

Culturhistorischer Roman

von

Th. König.

Erster Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1862.

Motto:

Ha, Bresche, Bresche in des Luges Zwingburg!

Nissels „Ulrich von Hutten.“

Er achtete die Rechte des Menschen, wie die der Vernunft, setzte das Wesen des Christen nicht in feiges Dulden und Geschehenlassen, sondern vielmehr in die freudige Uebung der Menschen- und Bürgerpflichten, und hatte außerdem noch den Muth, sein edles republikanisch-reformatorisches Wirken mit einem glorreichen Märtyrertode zu besiegeln.

Joh. Scherr (über Zwingli,
Geschichte deutscher Cultur und Sitte).

Inhalt.

Einleitung.

Es ist nicht mit Unrecht die Bemerkung gemacht worden, daß die Reformation in der Schweiz weit weniger als in Deutschland, an die Persönlichkeit des Reformators gebunden war.

Ueberdies werden wir wahrnehmen, daß der schweizer Reformator, im Gegensatze zu Luther, die politische Erhebung seines Volkes fast noch eifriger, als die religiöse, erstrebte.

Zur Erklärung dieser beiden wichtigen Umstände, welche keineswegs ihre Begründung allein in der verschiedenen Persönlichkeit der Reformatoren finden, so wie um uns viele andere spätere Erklärungen und Anmerkungen zu ersparen, gestatte man uns, mit

einigen Worten der früheren Geschichte des schweizer Volkes zu gedenken.

Die Kunde von einem schönen, reizenden Lande an der Mittagseite der Alpen, in welchem der Himmel nur selten von Wolken getrübt werde, und wo die köstlichsten Früchte gedeihn, verlockte die ersten Einwohner der Schweiz, Helvetier genannt, zur Auswanderung.

Julius Cäsar schlug sie, wies sie in ihre alten Wohnsitze zurück und zwang sie, unter römischer Aufsicht das Land zu bebauen.

Vornehme, reiche Römer wählten das herrliche Gebirgsland zu ihrem Aufenthalte; die fruchtbare Gegend zwischen den Alpen und dem Jura ward auf's Neue angebaut. Das Loos der Helvetier schien, wenn auch nicht gerade beneidenswerth, doch erträglich. Aber bald störten die Begierden roher Krieger die Ruhe, und die Kämpfe um die Herrschaft entvölkerten das Land. Vom Norden her fielen deutsche Völkerstämme ein. Armuth und Muthlosigkeit verbreiteten sich. Wo einst mit prachtvollen Gebäuden die Stadt Aventicum gestanden, wohnten nun in

armseligen Hütten verarmte Menschen und weideten ihr Vieh auf den Trümmern der Paläste. Helvetien ward zu einer Wüste; sogar der Name des Volkes verschwand.

Bei dem Untergange des römischen Reiches bemächtigten sich die Alemannen des größten Theils des Landes. Später fiel ganz Helvetien dem fränkischen Reiche anheim und blühte zu einigem Wohlstande empor. Schlösser und Klöster erhoben sich. Die Herren des Landes, Herzöge, Grafen und Aebte, geriethen in Kampf mit ungehorsamen und raublustigen Rittern, wodurch die Städte, als Mittelmächte, an Ansehen und Einfluß gewannen. Die fleißigen und sparsamen Bürger benützten die Geldverlegenheiten der Reichsvorsteher, erwarben sich Freiheiten und Rechte, vergrößerten ihr Gebiet und bereicherten sich durch Handelsverbindungen an Vermögen und Kenntnissen. In kurzer Zeit waren sie dem verarmten Adel über den Kopf gewachsen. Wie einst im alten Rom, galt es unter ihnen für keine Schande, von der Spitze der Gemeindegeschäfte an den Pflug zurückzukehren.

Die größeren Städte, Zürich, Bern und Basel, verbanden sich zu größerer Sicherheit; und das Gefühl ihrer wachsenden Bedeutung und Macht nährte das Gefühl der Unabhängigkeit in ihnen.

Unter den Fürsten, welche ansehnliche Besitzthümer in Helvetien hatten, war Rudolph von Habsburg der hervorragendste. Doch schonte der milde und weise Mann, selbst nachdem er deutscher Kaiser und Schirmherr der Schweizer geworden, die Rechte der freien Städte und Länder, die vorher seinem Hause Beistand geleistet und zu seiner Größe beigetragen hatten.

Anders that Albrecht, sein Sohn und Nachfolger. Ihm genügte die Menge seiner Besitzthümer in Helvetien nicht; er war nicht damit zufrieden, daß von der hohen Regensburg bis Zürich, den Aargau hinauf bis Aarberg und hinein bis Thun die meisten Grafen und Ritter ihn als Lehnsherrn erkannten, daß er vom Waldstädtersee bis auf den Gotthard die Zölle besaß, daß er Oberherr von Luzern und Freiburg war, daß ihm in den Thälern von Uri, Schwyz und Unterwalden beträchtliche Meierhöfe gehörten.

Ihn gelüstete darnach, die freien Männer der Waldstädte zu Unterthanen zu machen.

Albrecht begann seinen Unterjochungsplan damit in's Werk zu setzen, daß er erstlich einige angrenzende und dann selbst im Lande befindliche Burgen besetzte. Darauf stellte er Vögte zur Verwaltung der österreichischen Güter und zur Beaufsichtigung der eignen Unterthanen an. Mit der Zeit nahmen diese Vögte bleibenden Wohnsitz im Lande, erhoben Ansprüche jeder Art, maßten sich die Rechte der ehemaligen Schirmvögte an, erhöhten die Zölle und behandelten endlich die reichsfreien Bewohner ganz wie Unterthanen. In ihren festen Burgen geborgen, lachten sie der Beschwerden und übten eine unerträgliche Willkür.

Da traten auf dem Rütli, einer Bergwiese am Waldstädtersee, einige patriotische Männer zusammen und faßten den Entschluß, das österreichische Joch abzuwerfen und die alte Freiheit wieder zu erobern, oder zu sterben. Am Neujahrstage 1308 brach der Aufstand los. Die Burgen wurden gebrochen, die Vögte verjagt. Albrecht aber fand mit-

ten unter Kriegsrüstungen gegen die kühnen Bergbewohner durch die Hand seines Neffen den Tod.

Der neue Kaiser, Heinrich VII., bestätigte die Freiheiten und Rechte der Bewohner von Schwyz, Uri und Unterwalden. Allein nicht lange genossen die tapfern Männer der Ruhe.

Nach Heinrichs Tode versuchte Friedrich von Oesterreich, Albrechts Sohn, der sich bekanntlich mit Ludwig von Baiern um die deutsche Kaiserkrone stritt, die Bewohner der Waldstädte wegen der Empörung gegen die Vögte seines Vaters zu züchtigen. Er stellte seinen tapfern und kriegskundigen Bruder Leopold an die Spitze der österreichischen Schaaren. Die Besiegung und Unterjochung der schlecht bewaffneten Hirten schienen außer Zweifel.

Allein diese Hirten kämpften für Haus und Herd und waren durchdrungen von den Gefühlen der Unabhängigkeit und Freiheit.

Die friedlichen Ackerbebauer wurden Helden auf dem Schlachtfelde. 1315. Bei Morgarten siegten sie über die wohlgerüsteten und erfahrenen österreichischen Krieger, und nach diesem wichtigen Siege

bekräftigten sie ihren Bund mit einem Eide, worauf sie den Namen Eidgenossen erhielten. Diesem Bunde der Waldstädte schlossen sich im Laufe von dreißig und einigen Jahren Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern an, und diese acht Orte hießen, da bis 1481 keine neuen Bundesglieder aufgenommen wurden, die alten acht Orte und genossen auch später noch mancherlei Vortheile.

Kein Vorsteher, kein Bundesrath, keine Urkunde hielt diese acht Gemeinden zusammen; sie waren einzig und allein durch das Gefühl der Unabhängigkeit und Freiheit verbunden. Jeder Ort behielt seine Selbstständigkeit und seine Eigenheiten; nur in wichtigen Angelegenheiten waren alle zu gemeinschaftlichem Handeln verpflichtet.

In den Städten befand sich die höchste Gewalt in Händen der Bürgerschaft; bei den Landgemeinden regierte und beschloß das versammelte Volk. Zürich, welches die meisten Verbindungen mit dem Auslande hatte und wohl auch am frühesten eine wissenschaftliche Bildung anbahnte, hieß der Vorort und leitete die gemeinsamen Geschäfte.

Schnell entwickelte nun die Eidgenossenschaft ihre Kräfte. Ueberall zeigte sich sichtbares Gedeihn, überall ein reger Geist. Eroberungen wurden gemacht und vergrößerten den Kreis „freier Brüder.“ Durch lebhaften Gemeinsinn gewann der Bund innere Kraft und Ansehn nach außen.

Diesem schnellen Gedeihn der Eidgenossenschaft sah das Haus Habsburg nicht gleichgültig zu. Der Eigennutz österreichischer Beamten veranlaßte unaufhörliche Zwistigkeiten und nährte den alten Haß. Zuletzt brach das lange glimmende Feuer in helle Flammen aus.

Leopold, Herzog von Oestreich, ein kühner und tapferer Ritter, stellte sich an die Spitze des Adels, um endlich „die stolzen Bauern“ zu demüthigen und zu züchtigen. 1386. Mit einem starken, auserlesenen Heere rückte er gegen Luzern vor. Bei Sempach kam es zu der denkwürdigen Schlacht, welche durch die edle Aufopferung des patriotischen Winkelried für die Eidgenossen entschieden wurde und den Herzog und eine so große Menge von Grafen und Rittern dahinraffte, daß im Lande die Sage ging: Gott

sei zu Gericht gesessen über den muthwilligen Trotz der Herren vom Adel!

Drei Jahre darauf zerstörte der Sieg der Glarner bei Näfels die letzten Hoffnungen Oestreichs und bewog diese Macht zu einem siebenjährigen Frieden. In allen Landen erscholl der Ruf von der Tapferkeit und dem Freiheitsgeiste der unüberwindlichen Eidgenossen; und inzwischen gewann der Bund durch Kauf, Pfandschaft und Handel an Ausdehnung und Macht.

Die „stolzen Bauern" zeigten sich zum Erstaunen der Welt fast noch geschickter bei der innern Staatsverwaltung, als tapfer auf dem Schlachtfelde. Durch den Pfaffenbrief sorgten sie für den ordentlichen Gang der Gerichte und beschränkten die Eigenmacht der Geistlichkeit. Der Sempacher Brief untersagte den einzelnen Bundesgliedern, Feindseligkeiten zu beginnen und enthielt Verordnungen der Kriegszucht.

Einen fünfzigjährigen, kaum geschlossenen Frieden mit Oestreich brachen die Eidgenossen. Kaiser Sigmund, aus dem Hause Luxenburg, versammelte die Väter der abendländischen Kirche zu Konstanz. Der

Papst Johann XXIII. erschien auf dem Concil, suchte aber, als er den Ernst der Väter und sich zur Abdankung gezwungen sah, sein Heil in der Flucht. Er floh mit seinen Anhängern nach Schafhausen, wo er seine Abdankung widerrief. Friedrich von Oestreich, hierbei sein Gehilfe, kam in Bann und Acht, und die Eidgenossen wurden im Namen des Reichs zum Vollzuge aufgefordert. Die Gelegenheit konnte sich günstiger nicht bieten. Noch gehörten große Bezirke Helvetiens den Grafen von Habsburg. Die Politik gebot zuzugreifen. Zwar widerstrebten die redlichen alten Eidgenossen im Gebirge dieser Politik; allein die Städte, Bern an der Spitze, drangen durch. Bern nahm einige Grafschaften; Zürich und Luzern eigneten sich kleinere Landstriche zu; die freien Aemter und die Grafschaft Baden wurden als gemeinschaftliche Eroberung angesehen; aber nicht, wie Glarus und Zug vor 64 Jahren, zu Bundesbrüdern angenommen. Man faßte den unglücklichen Gedanken, Vogteien zu haben, Wenige durch Bedrückung Vieler zu bereichern. Indem man hierdurch den alten eidgenössischen Grundsatz freier Brü-

derschaft verletzte, brach man mit der Vergangenheit. Und gleichsam, als wollte das Geschick diesen Frevel bestrafen, nicht lange darnach brach der erste Bürgerkrieg unter den Schweizern*) aus.

Auf die Verlassenschaft des letzten Grafen von Toggenburg machten Zürich einerseits, und Schwyz und Glarus andrerseits Anspruch. Beide Theile wurden von Habsucht fortgerissen. Zürich, von den Eidgenossen im Stich gelassen, schloß sogar ein Bündniß mit den Feinden der Schweiz, der Krieg wüthete mit all seinen Schrecken und Gräueln. Oestreich bot Alles auf und ließ sich sogar von Frankreich Söldner schicken. 1444. Zu St. Jacob siegte der französische Thonerbe über eine kleine Schaar Eidgenossen. Die beispiellose Tapferkeit der Besiegten und ihr Entschluß, lieber zu sterben, als sich zu ergeben, retteten das Vaterland. Ein Schiedsgericht der Eidgenossenschaft schenkte endlich dem

*) Der Name Schweiz ist dem Volke erst später, im Schwabenkriege, gegeben worden und wird von uns hier nur der Abwechselung wegen gebraucht.

Lande den Frieden wieder. 1450. Schwyz und Glarus behielten Recht, Zürich verlor Land und mußte im Bündnisse bleiben.

Aber der Bund war in seinen Grundfesten erschüttert. Zwietracht und Eifersucht pflanzten sich fort. Ein Bruder hatte auf Unkosten des andern Eroberungen gemacht. Die Jugend, an Raub und kriegerisches Leben gewöhnt, neigte sich dem Söldnerdienste zu. Frankreich nahm die tapfern, selbst in der Niederlage noch furchtbaren Männer gern in sein Heer auf; und so entstand das verderbliche Bündniß mit diesem Lande, und der böse Einfluß seiner Sitten und Thaler begann zu wirken.

Ein neuer Krieg, der ernsteste und gefahrvollste, welchen die Schweizer je zu bestehen hatten, führte die alte Einigkeit herbei. In diesem Kriege gegen den mächtigen, reichen und gefürchteten Herzog von Burgund, Karl den Kühnen, entwickelten sie eine fast unglaubliche Kraft. Mit 34,000 Mann gegen 60,000 brachen sie die gewaltige Macht Burgunds bei Granson, Murten und Nancy. 1476—1477. In der letzten dieser ewig denkwürdigen Schlachten fiel

der gefürchtete, stolze und kriegserfahrene Herzog selbst. Der Ruhm der Eidgenossen hatte den Gipfel erreicht. Die Höfe rings umher, selbst Oestreich, bemühten sich um ihre Freundschaft. Frankreich, der Papst und Venedig wetteiferten, die Hilfe der ruhmvollen Männer durch Geldspenden zu gewinnen.

Doch leider waren dieser Ruhm und diese glänzenden Erfolge von Gefahren und schlimmen Folgen für das innere Gedeihen des Landes begleitet, welche sogleich in schrecklichster Gestalt hervortraten. Die ungeheure Beute, welche die Schweizer gemacht hatten, erweckte den Trieb, neue ähnliche zu machen. Die vom Erfolge des Krieges berauschten Jünglinge verschmähten ein stilles, arbeitsames Leben, zogen müßig im Lande herum oder traten ohne Erlaubniß ihrer Obern in fremde Kriegsdienste*). Sollte Einer bestraft werden, so lief er weg. Kein Vater war seines Sohnes sicher. Handwerker und Arbeiter verließen Frau und Kind. Eidgenossen standen gegen Eidgenossen.

---

*) Man nannte dies Reise laufen oder Reislaufen.

Man verfertigte Gesetze gegen das Reislaufen; aber die Obern vollzogen sie nicht, weil sie Jahrgelder und Geschenke empfingen. Prachtliebe und Sittenlosigkeit nahmen überhand. Die Wohnungen wurden zu enge, die Kleider zu einfach, die Speisen zu gemein. Niemand wollte zurückbleiben; nur an Gelderwerb dachte man; Neid und Zwietracht untergruben die Volksehre und das allgemeine Beste.

Die Geistlichkeit, deren Beruf es gewesen wäre, gegen die einbrechenden Laster zu predigen, folgten dem allgemeinen Strome. Größtentheils unwissend, wie die Laien, ohne Rücksicht auf ihre Fähigkeiten vom römischen Hofe angestellt, suchten die Priester durch abgeschmackte Predigten zu gefallen und geberdeten sich am ausgelassendsten bei Tanz, Trunk und Schmaus. Ihrer Wollust schämten sie sich so wenig, daß sie öffentlich Beischläferinnen und Kinder hielten und den Rath oft um Vollziehung der Verfügungen angingen, die derselbe getroffen hatte, um Wittwen und Waisen zu erhalten. Indeß bildeten sie in der Schweiz keinen Staat im Staate; denn immer noch war das Gefühl der Unabhängigkeit so

stark in den Herzen der Eidgenossen, daß sie selbst die Ehrfurcht vor dem Heiligen vergaßen, wenn dies Gefühl irgendwie angetastet wurde. Auch waren Bürgersinn und öffentliches Leben denn doch noch zu mächtig, als daß die Geistlichkeit durch heimliche Intriguen in die Verwaltung des Staates hätte eingreifen können.

So standen die Dinge in der Schweiz, als Ulrich Zwingli geboren wurde. In den Zuständen, die er fand, lag die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform; aus dem Charakter seines Volkes aber ging das Erforderniß hervor, daß der Reformator nicht blos Theolog, sondern auch feuriger Patriot sein mußte.

Erstes Kapitel.

Des Helden Geburt.

In der Gemeinde Wildhaus, in der Grafschaft Toggenburg, in einer Höhe, wo weder Feldfrüchte noch Obstbäume mehr gedeihen, zwischen Alpenwiesen, über welche kahle Firsten emporstreben, betreten wir das ansehnlichste Haus des Ortes, welches dem vornehmsten Manne der Gemeinde, dem Ammann Huldreich Zwingli, gehört.

Das genannte Haus ist aus Holz gebaut. Die Wohnstube, in welche von außen nur wenig Licht hereinbrechen kann, weil die Fensterscheiben sehr klein sind und zum Theil aus Holz bestehen, ist groß und geräumig. Der Fußboden besteht aus Backsteinen, Wände und Decke aus Holz. Ueber der Thür prangt

eine Art von Familienwappen. Ein gewaltiger Kasten in einer Ecke der Stube bewahrt Kostbarkeiten und Kleider. Herum an den Wänden hängen Schwert, Armbrust und Büchse. Um einen langen Tisch von Tannenholz stehen rohe Bänke; an einer der Breitseiten aber steht ein Stuhl, der gepolstert ist. In diesem einfachen, aber heimlichen Gemach saßen am Neujahrstage 1484 vor dem prasselnden Feuerherde zwei Männer und plauderten.

Der eine, der Besitzer des Hauses, Ammann Zwingli, war ein großer, noch rüstiger Mann mit vollem Bart und herabwallendem Haupthaar. Seine männlich schönen Züge spiegelten Redlichkeit, Klugheit und Charakterstärke ab. Den größten Theil seines Körpers verhüllte ein mit Pelz verbrämter Rock. Der andere, des Ammanns Bruder, der ehrwürdige Decan von Wesen, besaß eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Hulreich Zwingli; doch drückten seine Züge mehr Sanftmuth und Weichheit aus.

„Gut, ich will Dir die Historie ausführlich erzählen“ — sprach der Decan, durch eine Bemerkung des Ammanns auf sein Lieblingsthema gebracht —

„Ist so lehrreich und erbaulich, daß ich sie dem Volk mit tausend Zungen predigen möcht! — Mußt wissen, bald nach der Schlacht bei Nancy waren Zürich, Bern und Luzern in ein Bürgerrecht unter sich und auch mit Freiburg und Solothurn zusammengetreten.

Dies Bündniß aber hielten die von Uri, Schwyz und Unterwalden für einen Trotz der Uebermacht und waren in Sonderheit gegen Luzern entrüstet, welches nach dem alten Bunde keine neue Verbindung eingehen sollt' ohne Bewilligung der ganzen Eidgenossenschaft.

Bittre Reden und Drohworte gingen hin und her. Selbst viele Landgemeinden wollten Freiburg und Solothurn in den Bund nicht aufgenommen wissen. Damit nun aber die Sache doch endlich zur Entscheidung käm', ward ein großer Tag nach Nancy, im Unterwald'schen, ausgesetzt."

Der Ammann nickte mit dem Kopfe, während ein gutmüthiges Lächeln um seine Lippen schwebte. Dieselbe Historie hatt' er wohl schon zehn Mal aus dem Munde des Decans vernommen.

„War ein heißer, stürmischer Tag“ — fuhr dieser redselig fort. „So heftig ergingen die Erklärungen, so trotzig fielen die Reden und so erschrecklich entbrannte der Zorn, daß man schier glauben mußt', die Schwerter würden den Ausschlag geben. Ohne Abschied, bei einbrechender Nacht, mit flammenden Gesichtern trennten sich die Männer. Ging ein Geschrei durch den Flecken: Was Oestreich und Burgund nicht gelungen, der innern Zwietracht sei's gelungen: der letzte Tag der Eidgenossenschaft sei erschienen!

Dies hörte mit Entsetzen Pfarrer Heinrich von Luzern und gedachte eines Freundes und weisen Mannes, des Bruders Claus. Nahm seinen Stab und eilte hinauf in die Wildniß, wo der fromme Einsiedler seit zwanzig Jahren lebte.

War gerade in seiner Zelle, Bruder Claus, als der Pfarrer in der Wildniß anlangte. Hörte die Noth und Gefahr der Eidgenossenschaft mit nachdenklicher Miene an und sprach dann in seiner einfachen und gütigen Weise: „„Sage den Männern

in Nancy, Bruder Claus habe auf dem Tage auch was vorzubringen und werde bald kommen!""

Eilends kehrte der Pfarrer nach Nancy zurück. Die Tagherrn, die gerade abreisen wollten, blieben, den Bruder Claus erwartend. Dauerte auch nicht lange, da kam er. Werde seines Anblicks nie vergessen. War ein hochgewachsener, wohlgestalteter Mann, vom Alter noch nicht gebrochen, aber so mager, daß man unter seiner braunen Haut die Knochen liegen sah. Trug langes, glattes, schwarzgraues Haar und einen in zwei Büscheln auslaufenden, langen Bart. Er war barhäuptig und barfuß und mit einem Knotenstocke bewaffnet.

Fröhlich in der Kraft Gottes trat der alte Mann in die Versammlung der Tagherrn, die sich, einem Gefühle der Ehrfurcht gehorchend, erhoben. Grüßte mit ernsten, herzlichen Worten und hob dann an: „„Liebe Herrn, treue Eidgenossen, hier komme ich, alter schwacher Mann, zu euch zu reden vom Vaterland'. Bin ein ungelehrter Mann; aber was ich habe von dem Gott, der eure Väter gerettet in Landesnöthen und euch den Sieg gegeben an den Tagen

der Schlacht, das will ich euch geben. Eidgenossen, warum habt ihr Krieg geführt? Für die Befreiung und das Heil eures Vaterlandes! — Wodurch habt ihr gesiegt? — Durch die Kraft vereinter Herzen und Arme! — Und jetzt wollt ihr euch trennen aus Selbstsucht? O, Eidgenossen, welch schlimmes, böses Gefühl ist die Selbstsucht! Reißet es aus euren Herzen! Haben nicht Solothurn und Freiburg neben euch gestritten? Sind sie nicht Söhne eures Vaterlandes, eure Brüder? — So nehmet sie denn auf in den Vaterlandsbund. Es genügt nicht, daß edle Männer ihr Leben für's Vaterland opfern auf dem Schlachtfelde; schwerer, aber auch verdienstlicher ist's, das Eigeninteresse dem allgemeinen Besten hintenanzusetzen. — Bleibet den Grundsätzen eurer Altvordern getreu: Seid friedliche, fleißige und getreue Nachbarn und Brüder, aber wer euch unterdrücken wollte, der finde Männer! O, Eidgenossen, nur in diesen Grundsätzen der Eintracht und Brüderlichkeit ist euer Heil zu suchen! Das beherzigt und daran haltet — und der Allmächtige wird über euch walten, schützend und väterlich, wie bisher!""

Nach diesen Worten grüßte er wieder und verließ unter lautloser Stille die Versammlung. Seine Worte aber hatten gezündet in den Herzen der Tagherrn. In einer Stunde war Alles verglichen. Und am nämlichen Tage, den 22. Dezember 1481, kamen Freiburg und Solothurn in den ewigen Bund der Eidgenossenschaft. Von Nancy aber hinauf bis zum St. Gotthard und hinunter bis Zürich ertönte Freudengeläut, wie nach der Schlacht bei Murten: Die Söhne der Eidgenossenschaft hatten den schönsten der Siege errungen, hatten sich selber überwunden!"

Der Erzähler schwieg und blickte mit strahlendem Auge den Landammann an. Der aber sprach mit trübem Blicke: „Bruder Claus hat uns vor einem Bürgerkriege bewahrt; aber hat er auch den alten Bürgersinn, die alte Einfalt der Sitten zurückgebracht? — Daß sich Gott unsrer erbarm'! Unsre Väter möchten sich umdrehn in ihren Gräbern, wenn sie erfahren könnten, wie wir's treiben. Neid und Eigennutz, Hoffart und Unsitte herrschen allweg. Die Städt' übervortheilen die Länder. Unsre Jüng-

linge lieben den Müßiggang und ein lustiges Leben und spotten des Gesetzes, welches ihnen das Reislaufen verbietet."

„Sollt' es nicht besser sein, daß unsre Jugend anderswo, als im Vaterlande, austobet?" — bemerkte der Decan.

„Sie braucht nicht zu toben!" — versetzte der Landammann. „Soll Zucht und Sitt' annehmen von den Vätern. Wollt's keinem von meinen Buben rathen, zu toben. Bin Herr in meinem Gehöft'."

„Ist aber doch ein Punkt zu bedenken, Bruder!" — sagte der Decan in seiner sanften, gutmüthigen Weise. „Unser Vaterland ist klein, arm und wenig fruchtbar. Muß Reichthumsquellen außerhalb suchen. Die Tapferkeit unserer Jünglinge in fremden Heeren bereichert sie an Geld und uns an Ansehn." —

„Bruder, Bruder" — rief der Ammann fast mit Entrüstung — „wie weh thust Du mir, indem Du eine so schlechte Sach' vertheidigst! Denkst, ich ver-

steh's nicht und wisse nichts von dem Treiben im Land', weil ich hier oben zwischen Alpenwiesen und kahlen Firsten wohn'. Bin aber erst kürzlich in St. Gallen gewesen und hab' gesehn und gehört, wie sie's treiben. — Wahr ist's, unser Land ist arm und klein, nährte uns aber all', wie's unsre Väter genährt, hätten wir nur die Einfalt unsrer Sitten gewahrt. Brauchten das Sündengeld fremder Höfe nicht, wenn wir nicht, von dem verderblichen Beispiel auswärtiger Sendlinge angesteckt, nach Vergnügen, Prunk und Wohlleben trachteten. Ist ja ganz entsetzlich, wie's zugeht auf den Tagsitzungen in den großen Städten! Jagt ein Fest das andre. Verläßt das Volk seine Arbeit und geht den Belustigungen nach. Lassen sich die Obern bestechen und verrathen um schnöden Goldes und Glanzes willen das Vaterland! Wahrlich, ich sage Dir, Bruder, wenn der gütige Gott nicht ein Wunder thut, so ist es um den Ruhm, die Ehre und endlich auch um die Freiheit der Eidgenossenschaft geschehn!"

„Der Gott unsrer Väter wird uns schützen!" — sagte der Decan.

„Ja, wenn seine Diener ihre Pflicht thäten!“ — brauste der Landammann auf — „aber Gott straf' mich, wenn ich lüge, unsre Priester gehen mit bösem Beispiel voran, sind versunken in Unzucht und Völlerei.“

„Bruder, Bruder“ — unterbrach der Decan den Zornigen, „Du lästerst einen heiligen Stand!“

„Nicht den Stand, sondern die Leut', so ihn entehren! — Hab' in St. Gallen abscheuliche Ding' von ihnen gehört und gesehn. Hab' einen Prediger gehört, der erzählte Possen und Schwänke auf der Kanzel vom heiligen Petrus, wie er die Wirthe geprellt und mit Dirnen geschäkert. Hab' von den Mönchen Dinge gehört und gesehn, daß ich mich vor Scham hätt' verkriechen mögen.“

„Ulrich Rösch, unser Abt in St. Gallen, ist doch ein strenger und züchtiger Mann.“

„Ist aber hoffärtig und arglistig. Sinnt nur auf Vergrößerung seines Gebiets und auf Unterdrückung unsrer Freiheiten. Möcht' uns alle in Knechtschaft halten. Soll ihm aber nicht gelingen.

haben ihm schon manche Gerechtsame abgedrungen, werden ihm noch andere abdringen.“

„Ist ein gar mächtiger Herr, der Abt von St. Gallen“ — sagte der Decan in einem Tone, als ob er den Bruder vor Feindseligkeiten gegen ihn warnen wollte — „ist zugleich Fürst des Reiches und Mitglied der Eidgenossenschaft!“

„Soll sich trotzdem in Acht nehmen, böses Blut zu machen! So der Haas' in Pfeffer kommt, wird er schwarz. Fürchten uns nicht vor ihm. Haben schon manche seiner Lasten von unsern Schultern gewälzt. Mußt's ja wissen. Warst ja der erste Pfarrer in Wildhaus, den wir gewählt haben und nicht der Abt.“

Der Landammann stand nach diesen Worten auf und schürte mit trotzigem Blicke das Feuer auf dem Herde. Im nämlichen Augenblicke ward die Thür geöffnet und eine ältliche Frau trug ein neugebornes, schreiendes Kind in die Stube.

„Ist's ein Bub?“ — fragte der Landammann, indem er den Kopf umdrehte.

„'s ist einer“ — antwortete die Frau.

„Wie geht's der Margareth'?" — fragte er weiter.

„Gut, Herr. Aber sie hätt' gewünscht, daß es ein Mädel wär'."

„Bei unsrer lieben Frau, das war ein thörichter Wunsch!" — rief der Ammann — „da so viele unsrer Jünglinge ihr Blut für fremde Höfe verspritzen, so können unsre Weiber nicht Knaben genug gebären, unser Land und unsre Freiheit zu schützen." — Hierauf trat er an das schreiende Kind heran, betrachtet es und sagte, sich bekreuzend: „Die heilige Mutter Gottes beschütz' es!" — Der Decan aber fügte ein feierliches „Amen!" — hinzu.

Als die Frau mit dem Kinde wieder hinausgegangen, schritt der Ammann noch eine Weile gedankenvoll im Gemache auf und nieder. Der Decan aber sammelte Muth zu einem Verlangen, welches er an den Bruder zu richten entschlossen war. „Der Neugeborne ist Dein dritter Bub'" — hob er nach langem Zögern an — „Meinest Du nicht auch, daß Du ihn der Kirche schuldig bist?"

„Der Kirche?" — wiederholte der Ammann im

Tone des Erstaunens. Und nach kurzer Pause fuhr er fort: „Weißt, Bruder, ich bin ein frommer Christ, im Geist unsrer Väter. Geh' zur Kirch' an Sonn- und Feiertagen, verehre die Heiligen, bin enthaltsam an den Fasttagen, bereue und bekenne jedes Jahr einmal meine Sünden und ruf' Gott an in der Noth. Im Uebrigen aber halt' ich dafür, daß wir Menschenkinder zum Beten allein nicht geschaffen sind, sondern sollen uns rühren und wirken, ein Jeglicher nach seiner Art."

„Aber, Du wirst doch nicht sagen wollen, daß der geistliche Stand ein unnützer sei?" — rief der Decan mit gefalteten Händen und ängstlicher Miene.

„Will das nicht sagen, nein" — versetzte der Ammann, ein wenig verlegen — „Muß aber sagen, daß ich denk', der geistliche Stand ist nicht mehr, was er war und was er sein sollt', und muß anders werden. Glaub' daher, der Andreas zu Basel hat nicht so Unrecht gehabt, trotzdem, daß sie ihn verdammt und in den Thurm gesteckt haben."

„Hast Du in St. Gallen Näheres über diesen

unglücklichen Mann gehört?“ — fragte der Decan mit großer Lebhaftigkeit.

Der Landammann nickte mit dem Kopfe und begann mit sehr ernster, fast feierlicher Miene: „Ist das eine seltsame, wunderbare Geschicht'; und weiß Gott im Himmel allein, was daraus werden wird. Ist dieser Andreas ein sehr hoher und angesehener Mann gewesen, Erzbischof und Cardinal vom Titel St. Sixti. Ist als Gesandter des Kaisers nach Rom gegangen. Soll aber in Rom und in Sonderheit am Hofe des heiligen Vaters noch schlimmer um Frömmigkeit und Tugend stehn, als bei uns.“ —

Ein schwerer Seufzer stieg aus der Brust des Decans hervor. Er schlug die Augen nieder, gleichsam als ob er sich in die Seele von Rom hinein schämte.

„Auch der fromme Andreas soll schwer und viel geseufzt haben am Hofe zu Rom“ — fuhr der Landammann fort — „da man aber seiner Seufzer nicht geachtet, so hat sich der furchtlose Mann einige Vorstellungen erlaubt und soll am Ende den heiligen Vater auf den Knieen beschworen haben, die kranke Kirche zu heilen.“

Abermals seufzte der Decan; ob aber über die Vorstellungen des Andreas oder über die Krankheit der Kirche, war schwer zu entscheiden.

„Scheint aber Rom von der Krankheit der Kirche nichts hören zu wollen“ — fuhr der Ammann fort — „Hat dem Andreas mit Ungnade gedroht, und da der furchtlose Mann nicht schwieg, hat ihn der Papst in's Gefängniß werfen lassen!“

Ein dritter Seufzer entglitt den Lippen des Decans.

„Zum Glück war Andreas Gesandter des Kaisers, und der Kaiser hat seine Freilassung bewirkt. Darauf ist Andreas gen Basel gezogen, allwo die letzte große Kirchenversammlung ausgeschrieben worden. Dort hat er öffentlich anschlagen lassen: In welche Gefahr die schrecklichen Laster auf Petri Stuhle getrieben, die Mutter Kirche gestürzt haben. Ein Mittel dagegen sei zu Constanz erfunden worden, nämlich periodische Kirchenversammlungen. Der römische Hof habe sie zu vereiteln gewußt. Er aber, im Namen Gottes und ohne Menschenfurcht, sei

nach Basel gekommen, wo die Kirche gesetzmäßig zum letzten Male versammelt gewesen, dies Concilium zu erneuern. Der Papst möge sich nun verantworten, oder aber die Christenheit ihm den Gehorsam aufsagen!"

„O, mein Gott!" — stöhnte der Decan.

„Die Zeit ist gekommen, die Kirche zu befreien und Dich zu richten!" — hat er dem Papst geschrieben — „Du wirfst kraftlosen Bann. Ich appellir' an den Herrn und an die Kirche!"

„O, heilige Mutter Gottes!" — jammerte der Priester.

Der Landammann schwieg eine Weile und starrte mit düsterem Blicke in die Flamme auf dem Herde. Darauf fuhr er in verändertem, fast sarkastischem Tone fort: „Natürlich hat ihn der Papst in den Bann gethan und da die zu Basel des Bannes nicht achteten, hat er Gesandte über Gesandte geschickt, den Andreas zu verdammen und unschädlich zu machen und den Baslern mit dem Interdict zu drohen. Ist endlich auch noch ein Bote des Kaisers

hinzukommen und hat sich mit des Papstes Gesandten verbunden. Haben zu Gericht gesessen über den Andreas und da er nicht widerrufen mocht', ihn zum Gefängniß verurtheilt. Sitzt noch heut im Thurm zu Basel, von aller Welt verlassen!"

Nach diesen Worten erhob sich der Ammann und schritt, gegen eine starke innere Bewegung kämpfend, auf und nieder. Dann stand er plötzlich vor dem Decan still und sagte: „Siehst Du, Bruder, wenn ich denk', daß sie den Huldreich — denn Huldreich soll der Neugeborene heißen, wie ich — daß sie den Huldreich eines Tag's auch so verdammen und einsperren könnten, wie sie mit dem Andreas gethan" —

„Bruder, Bruder" — rief der Geistliche mit Entsetzen — „das ist ein Gedanke, welchen der Böse Dir eingegeben!"

„Meinst Du? — Bei unsrer lieben Frau, will mit dem Bösen keine Gemeinschaft haben! Will auch keinen vorschnellen Entschluß fassen, sondern die Dinge abwarten. Kommt Zeit, kommt Rath! — Will auch die Meinung der Margareth' hören —

bin kein störrischer Kopf." — Und nach kurzer Pause fügte er, gedankenvoll, hinzu: „Der Bub ist mein Dritter und am Neujahrstage geboren. Ist wohl möglich, daß Gott ihn zu 'was Absonderlichem bestimmt hat."

Zweites Kapitel.

Drei-Männergericht. Gemeindeversammlung.

Es war an einem Sommernachmittage des Jahres 1493. Die Firnen der Alpen, von der Sonne bestrahlt, erglänzten in ihrem ewigen Eise.

Nahe bei Wildhaus, am offenen Wege, unter freiem Himmel, bei einer hohen Tanne saßen drei Männer, das Schwert an der Seite, den Kopf mit einem Hute bedeckt.

Die Drei waren Mitglieder der Gemeinde Wildhaus, schlichte Hirten, nur wenig mit den Spitzfindigkeiten des Rechtes vertraut. Aber das öffentliche Vertrauen ermächtigte sie, nach den Landesgesetzen Recht zu sprechen, abzuurtheln und Strafen zu verhängen.

Auf der andern Seite des Weges standen Kläger, Verklagte und Zeugen, des Winkes gewärtig, der sie vor die Richter bescheiden würde.

Die drei Männer bei der Tanne, unter denen wir sogleich den Ammann Zwingli erkennen, sprachen eine Weile leise mit einander. Darauf rief der älteste von ihnen, ein Greis mit schönem Silberhaar:

„Peter Heß wider Enneli Sanglin!"

Die beiden Genannten schritten über den Weg und standen einige Schritte vor den Richtern still.

„Peter Heß, bring' Deine Klag' noch einmal vor!" sprach der Greis.

„Enneli hat mich einen Lügner und ohnmächtigen Mann gescholten" — versetzte der Angeredete, ein junger Mann.

„Gestehst 's ein, Enneli" — fragte der Richter — „oder soll Dir der Peter Zeugen stellen?"

„Gesteh's schon ein; hab's auch nur im Zorn gesagt" — antwortete der Verklagte.

Die drei Richter besprachen sich leise mit einander. Darauf sprach der Greis: „Dieweil Du, Enneli

Sanglin, den Peter Heß eine unleidliche Beschimpfung zugefügt, wofür Peter Heß augenblicklich und eigenmächtig hätt' Genugthuung nehmen können, wirst Du zehn Pfund bezahlen und an dem Orte, wo Du den Peter Heß beleidigt hast, Dein Unrecht und Deine Strafe öffentlich bekennen. — Solches nach Recht und Billigkeit!"

Der Verklagte schien einverstanden mit dem Urthel und trat ab. Peter Heß aber blieb vor den Richtern stehn und sagte: „Enneli ist arm; würd' ihm schwer werden, zehn Pfund zu erübrigen. Möcht' bitten, die Straf' auf fünf Pfund herabzusetzen."

Nach kurzer Berathung der Richter ward ihm die Bitte gewährt, der Verklagte zurückgerufen und von der Ermäßigung seiner Strafe in Kenntniß gesetzt.

Nach einem flüchtigen Blicke auf das Kerbholz rief dann der Greis: „Heini Keßwiler wider Burkard Nagel wegen Leistung!"

Die beiden Genannten kamen über den Weg.

„Bist dem Heini sieben Pfund schuldig und hast am Verfalltage nicht gezahlt?" — fragte der Greis den Verklagten.

„Hab nicht zahlen können; kann auch jetzt noch nicht zahlen. Mag der Heini das Pfand verkaufen.“

Nach erfolgter Berathung lautete das Urtheil: „Mußt dem Heini offene Geiselschaft leisten, Burkard, mußt Dich einfinden in seinem Haus' und allda verweilen, bis der Heini durch Entrichtung der Summe oder Verkauf des Pfandes befriedigt ist.“

Der Spruch schien beide Parteien zu befriedigen, denn sie traten stillschweigend ab.

Eine Pause trat ein. Aus den feierlichen Mienen der Richter konnte man schließen, daß nun ein Fall von großer Bedeutung an der Reihe sei.

„Rudi Mellinger — wegen Todtschlag!“ — rief darauf mit feierlicher Stimme der Greis.

Rudi Mellinger, ein Mann in mittleren Jahren, erschien mit trüber, aber keineswegs ängstlicher Miene vor dem Tribunal.

„Willst Dir einen Fürsprech unter uns wählen?“ fragte der Greis.

Rudi schüttelte mit dem Kopfe.

„So trag Deine Sache selbst vor“ —

„Ihr wißt sie ja schon; ist bekannt genug."

„Mußt sie aber doch selber erzählen. Ist alter, guter Brauch; können Dir's nicht erlassen."

Nach einigem Zögern begann Rudi mit düstrer Miene:

„Ihr wißt wohl, daß Bertschi Bumann allzeit ein Schelm und Lüderling gewesen. Hat schon früher seines Bruders Tochter in's Unglück gestürzt und darum zwei Mark zahlen und nach Einsiedeln zur Beicht' gehen müssen.

Hab' auch schon lange gemerkt, daß er um mein untreues Weib ging und hab geschworen, ihm heimzuzahlen. Kam am Montag, vergangne Woch', anstatt des Abends, schon am Nachmittag heim. Hatt' keine Ruh' in den Bergen gehabt. Fand sie beisammen bei offner That und Ehebruch. Konnt' mich nicht halten. Zog mein Beimesser und stach ihn danieder!"

„Und was thatest Du mit dem Weibe?" — fragte der Richter.

„Hab' es fortgeschickt aus meinem Haus, mit

der Kunkel und vier Pfennigen — nach Recht und Herkommen.“

„Martha Mellinger, des Rudi Mellinger ehelich Weib, tritt vor und sag', ob der Rudi die Wahrheit geredet!“ — rief der Greis.

Die Gerufene erschien nicht. „Ist nach St. Gallen gegangen“ — berichtete Rudi — „Will beim Abt klagen, wegen des Guts, das sie mir mitgebracht.“

Nach kurzer Berathung mit seinen beiden Genossen erklärte der greise Richter: „Heilig ist das Band der Ehe, und ist die Ehe aller Ordnung und Sitte Grundpfeiler. Darum soll der Mann, welcher den auf der That ertappten Ehebrecher züchtigt und selbst vom Leben zum Tode bringt, keinerlei Strafe erleiden; soll auch die sündhafte Frau mit der Kunkel und vier Pfennigen aus seinem Hause schicken dürfen und ihr nichts weiter schuldig sein, ob sie ihm auch noch so viel Gut in's Haus gebracht.

Dieweil Du nun also gethan, Rudi, Dein ehrvergessenes Weib aber nicht erschienen ist, es anders zu sagen und zu beweisen, so bist Du unschuldig des

Todschlags und untadelhaft in Deiner Ehr'. Solches erklären wir nach altem Herkommen, Recht und Billigkeit. Amen!"

Die Richter erhoben sich. Der Gerechtigkeit war Genüge gethan. Die Erkenntnisse der schlichten Hirten wurden nicht weniger respectirt, als wären sie von einem kaiserlichen Gerichtshofe ausgegangen.

Inzwischen war der Nachmittag vergangen. Die Sonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen die Gipfel der Berge. Die Knechte und Jünglinge der Gemeinde kehrten mit den Heerden von den Alpenwiesen zurück. In das Glockengeläut der Heerden mischten sich die Töne der Schalmei und der volle Schlag der Amsel im nahen Bergwald.

Die drei Richter kehrten langsam, in feierlichem Schweigen, nach dem Dorfe zurück.

Vor dem Gehöfte des Ammanns war ein großer freier Platz. Auf diesem Platze hatte sich die Gemeinde versammelt und erwartete die Ankunft Ulrich Zwingli's, der sie zu einer Berathung berufen hatte.

Der Landammann grüßte nach allen Seiten hin und setzte sich nieder auf eine Bank von Stein.

Darauf entblößte er sein Haupt und betete leise. Endlich aber begann er:

„Habt mich nun wiederum zum Ammann gewählt. Fühle mich geehrt durch euer Vertrauen und werd' mit der Hilfe Gottes fortfahren, mich desselbigen werth zu machen.

Hab' euch heut berufen in einer ernsten Sach' und bitt' euch innigst und herzlich, mit dem Ernst und der Weisheit unsrer Väter zu erwägen und in ihrem redlichen Geist zu entscheiden."

Er hielt inne und blickte umher, als ob er trotz der einbrechenden Dunkelheit in den Gesichtern der Zuhörer zu lesen beabsichtigte; darauf fuhr er fort: „Ihr wißt, lieben Leut', was eine einzige Gemeind', wenn sie einträchtig, redlich und muthig ist, im Laufe der Zeit vollbringen kann. Gedenk' noch, wie vor dreißig Jahren, als ich noch ein Bub' war, der Abt von St. Gallen mit uns that, was er wollt'. Schrieb uns unsern Pfarrer vor, saß zu Gericht über uns, nahm alle Rechte für sich und legte uns die Lasten auf. War eine schlimme, traurige Zeit. Sind noch etliche unter euch, die sie erlebt haben. Gut. Wem

aber, frag' ich euch, wem haben wir's zu danken, daß es nun um so viel anders und besser geworden?"

„Dir, Ammann, Dir!" — rief eine Stimme aus der Versammlung, von einem beifälligen Gemurmel unterstützt.

„Nein, nicht mir, wahrlich nicht mir!" — versetzte der Ammann — „sondern dem Geist unserer Väter, der über uns gekommen, dem Geiste der Freiheit und des Rechts! dem Geiste der Brüderlichkeit und der Tapferkeit. Fühlten das Bedürfniß in uns, freie Männer zu sein und theilzunehmen am eidgenössischen Recht. Verbanden uns in Eintracht und Liebe, und trotzten dem Abt ein Recht nach dem andern ab und schüttelten eine Last nach der andern von unsern Schultern. Uebten und bewahrten die Sitten und Tugenden der alten Eidgenossen, schöpften Kraft aus ihnen und gewannen Ansehn durch sie."

„Und werden's auch ferner thun, mit Gottes Hilf'!" — rief eine Stimme aus der Versammlung.

„Könnten's thun, sollten's thun!" sprach feierlich der Ammann — „Aber, aber — sieht traurig aus

unten im Land, und die Sünden der Länder dringen herauf bis in unsre Berge.

Will euch sagen, wie's unten aussieht. Hab's auf meiner Reise nach St. Gallen gesehn. Entschwunden ist der Sinn für häusliches Glück, für friedliche Arbeit und alte Bürgertugend. Krieg ist das Losungswort geworden. Die Obern können oder wollen dem Uebel nicht wehren. Die Jünglinge verschmähen die Arbeit, lassen sich verlocken von Werbern und verspritzen ihr Blut für fremde Herrscher. Die Städt' sind die Tummelplätze fremder Parteien und fremder Laster geworden. Geldgier und Sinnenlust, Ueppigkeit und Hoffart haben die Herzen der Eidgenossen bestrickt."

„Die unsrigen nicht! Wahrlich nicht, Ammann!" — riefen mehrere Stimmen zugleich.

„Wahrlich nicht! — sagt ihr? — Sag euch dagegen: Ja, auch bis in unsre Berge ist das Gift fremder Sitten und Hoffart gedrungen! — Habt ihr vor dreißig Jahren Sammet oder Seide in unsern Bergen gesehn? — Grau' Freiburger Tuch und Zwillich trugen unsre Väter und waren zufrieden

damit. Ist ehedem auch weder Zucker noch Gewürz auf unsern Tisch gekommen. Schlecht waren die Tafeln unsrer Väter bestellt, desto besser ihre Herzen. Hat sich vordem auch nie ein Weibel in unsre Berge gewagt, um unsre Jünglinge zu verführen. Könnet ihr als rechtliche Männer behaupten, daß solches auch jetzt nicht geschieht?"

Er hielt inne, wie es schien, um eine Antwort zu erwarten. Allein das Gefühl der Scham verschloß ihnen den Mund.

„Darf euch nur an vergangnes Jahr erinnern" — fuhr er fort. — „Hatte der Franzose mit dem deutschen Kaiser Krieg angefangen. Was geschah? — Aus den Städten, den Thälern und von den Bergen herab strömte unsre Jugend den Streitsüchtigen zu, ein Theil zum Franzmann, der andre zum Kaiser.

Fochten Eidgenossen gegen Eidgenossen und vergossen eidgenössisches Blut für schnödes, französisches Gold!"

Wieder hielt er inne und lauschte auf ein Zeichen des Beifalls. Darauf erhob er sich plötzlich und

fuhr mit erhebener Stimme fort: „Meine nun ernstlich, lieben Leut', dem Unwesen muß endlich ein Ziel gesetzt werden. Müssen um jeden Preis die alte Zucht und Sitt' wieder einführen in unsern Bergen. Müssen einen Bund schließen, wie vordem die Männer auf dem Rütli gethan, nicht gegen östreichische Vögte, sondern gegen östreichisches und französisches Geld und gegen unsre eignen Begierden. Müssen das Reislaufen*), gleich Raub und Mord, mit dem Tode bestrafen. Müssen Sammet und Seide, Gewürz und Wein aus unsrer Gemeinde verbannen und mit Geldbuße bestrafen, wer solcher kostbarer Dinge sich bedient. Müssen anfangen bei uns selbst, dann unsre Nachbarn aufnehmen in den Bund. Müssen uns bemühn, alle Länder der Nachbarschaft für den Bund zu gewinnen. Können die Städte nichts anfangen ohne die Länder. Werden sich am Ende uns anschließen müssen. Wird langsam gehn, aber wird gelingen, bei Gott und den Heiligen!" — Nach diesen Worten setzte er sich wieder.

---

*) In Söldnerdienst treten.

Er hatte nicht allein mit eigner Ueberzeugung, sondern auch mit der Zuversicht, die Andern zu überzeugen, gesprochen. Daher befremdete es ihn, daß alles schwieg, als er wieder innehielt, daß man gerade heut, in dieser so ernsten und wichtigen Sache, den Beifall zurückhielt, welchen man sonst immer seinen Worten so reichlich zu spenden pflegte.

Nach längerer Pause hob er wieder an: „Der Geist in meiner Gemeinde, der auch der Geist unsrer Väter war, ist bisher mein höchster Stolz gewesen. Wie kommt es, daß dieser Geist sich heut nicht regen will?“

„Deine Buben, Ammann, sind noch nicht groß und erwachsen“ — sprach der Greis, der vorher mit Ulrich Zwingli zu Gericht gesessen — „würdest sonst nicht eine so grausame Straf' auf das Reislaufen setzen.“

„Heilige Mutter Gottes, wie kannst Du wagen, dem Zwingli solch schrecklichen Schimpf anzuthun?“ — brauste der Ammann auf — „hab ich jemals, so lang' ich unter euch bin, wenn es das gemeinsam'

Beste galt, an mich selber gedacht? hab' ich jemals für mich oder einen der Meinigen Nachsicht des Gesetzes in Anspruch genommen? Wisse, Gott hat mir sieben Söhn' gegeben. Diese sieben Buben sind meine Freud', mein Stolz, meine Hoffnung. Aber alle sieben, einen wie den andern, würd' ich, ohne zu zucken, dem Tode weihen, wenn sie nach dem Gesetz den Tod verdient hätten! Aber ich sag' Dir und sag's euch Allen, keiner von allen sieben wird jemals das Gesetz übertreten! halte auf Zucht in meinem Hause. Präg' meinen Söhnen Lieb' zum Vaterlande, Gehorsam gegen das Gesetz und Achtung vor Alter und Weisheit ein. Nie, nie sollt ihr's erleben, daß einer meines Stammes und Namens sich versündige gegen das Gesetz!"

„Sprichst sehr vermessen, Ammann" — versetzte der Greis. — „Gott im Himmel allein weiß, was aus uns und unsern Kindern werden wird! Hab' schon wackrer Leute Kinder aus der Art schlagen gesehn! Will Dir nicht zu nah' treten, Ammann; aber Dein dritter Bub', der Ulrich, ist ein leichtes, heißes Blut. Wirst Müh' haben, ihn im Zügel zu halten.

— Ist das aber Deine Sach'; will kein Unglücksprophet sein.

Weiß auch, daß Du Wort halten und Deine Söhn' dem Gesetz' überantworten würd'st, wenn sie gefehlt hätten gegen das Gesetz. Pflicht' Dir auch bei, daß strenge Zucht und scharfe Gesetz' uns noththäten. Können aber nicht schwimmen gegen den Strom; sind ja nur eine kleine, arme Gemeind'; können keine neuen Gesetze und die Nachbarschaft uns zum Feinde machen. Mußt das zugestehen, Ammann."

Der Ammann saß stumm und unbeweglich.

Durch sein Schweigen ermuthigt, begann ein Andrer aus der Versammlung: „Weiß auch nicht, ob es Gott haben will, daß wir in den Bergen ewig ein hart und mühsam Leben führen sollen. Weiß nicht, ob es Unrecht ist, des Sonntags eine sammtne Jack' zu tragen und die Speisen zu würzen. Wär' ja eine Strafe des Himmels, so wir allein zu Müh' und Plag' und Armuth und Dürftigkeit bestimmt wären. Nicht umsonst sind unsre Jünglinge die bravsten, wackersten Krieger der Welt, sind zum Kriege berufen. Bringt auch der Krieg dem Lande

Gewinn an Geld und Ansehn. Haben sich niemals fremde Fürsten um unsre Gunst und Hilfe so sehr beworben, als jetzt.

Meinst es gut, Ammann; aber siehst falsch in dieser Sach'."

„Möglich!" — sprach der Ammann mit dumpfer Stimme.

„Hab auch nichts weiter zu sagen. Gute Nacht, Alle beisammen!" — Nach diesen Worten stand er auf und verließ hastigen Schrittes die Versammlung.

Er ging hinweg mit gramerfülltem Herzen. Daß auch aus seiner Gemeinde der alte Geist entschwunden war, hatte er wohl schon bemerkt. Daß es aber auch seinem Ansehn und seinem Feuereifer nicht gelingen würde, diesen alten Geist wieder zurückzurufen, das hatte er nicht geglaubt.

Es war aber noch etwas, was ihn tief gekränkt, so überwältigend erschüttert hatte, daß er, was sonst eben nicht seine Art war, ohne einen Versuch, die Gegengründe zu widerlegen und mit der ihm eignen Macht der Beredtsamkeit am Ende doch durchzudringen, kleinlaut und völlig überwunden den Platz ver-

ließ. Man hatte ihm die Möglichkeit vorgestellt, daß Einer seines Stammes und Namens die Schmach auf sich laden könnte, welche er, gleich Raub und Mord, mit dem Tode bestraft wissen wollte. Ja, man hatte seinen Liebling, seinen Augapfel, den Ulrich, als denjenigen bezeichnet, dessen heißblütiges, stürmisches Wesen eine solche Eventualität zur Wahrscheinlichkeit machte.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel hatte ihn diese Andeutung getroffen. Denn er mußte sich sagen, daß der neunjährige Knabe in der That ein so seltsames, feuriges Wesen an den Tag lege, wie es noch bei keinem seiner Söhne zum Vorschein gekommen.

Darum ging er so still und kleinlaut hinweg. Ueber der Gefahr, die plötzlich in so drohender Gestalt vor den Augen seines Geistes heraufbeschworen worden, vergaß er alles Andre — selbst die Widerspenstigkeit der Gemeinde.

Still und voll Bangigkeit betrat er sein Gehöft. Auf der steinernen Bank vor dem Wohnhause traf er Ulrich neben der Großmutter, welche dem

Knaben, wie gewöhnlich, Märchen und Legenden erzählte.

Sobald ihn der Knabe erblickte, kam er ihm entgegengelaufen und rief: „Vater, wenn ich werd' groß sein, dann zieh' ich auch in den Krieg!“

„Nie, niemalen!“ — sprach der Ammann mit einer Stimme, vor welcher der Knabe erschrak. — „Nein, Ulrich“ — fuhr er dann ruhiger fort — „Du sollst ein frommer Geistlicher werden, wie Dein Oheim in Wesen ist. Will gleich mit der Mutter reden, daß sie Dich ausrüst' und will Dich morgen zum Ohm nach Wesen bringen.“

Nach diesen Worten verließ er hastig den Knaben, als wollte er einem möglichen Einwande desselben entfliehn und stieß dann aus der Tiefe seiner Brust einen Seufzer der Erleichterung hervor.

Drittes Kapitel.

Das Gelübde.

„Kommst gerad' zu rechter Zeit, Bruder" — sprach der Decan von Wesen, indem er den Ammann in seine Wohnung führte — „Wollt' Dir schon einen Boten schicken. Hab' Wichtiges mit Dir zu verhandeln."

„Wegen des Ulrich?" fragte der Ammann.

„Just wegen des Ulrich. — Ist ein Bub' von erstaunlichen Anlagen. Hat in den zwei Jahren, so er bei mir gewesen, allweg gelernt, was ich ihm lehren konnt'. Macht mir schon Fragen, quere Fragen, weißt Du, daß ich dasitz', mir an der Nase kratz' und doch nicht zu antworten weiß. Ist Zeit, daß Du ihn auf die Schul' nach Bern oder Basel giebst. Muß die klassischen Sprachen lernen."

Der Ammann nickte zum Zeichen der Zustimmung und setzte sich auf den gepolsterten Ehrensessel.

Der Decan aber fuhr redselig fort: „Ja, muß die klassischen Sprachen lernen; besser, weißt Du, als sein Ohm gethan. Bildet nichts den Geist so sehr, als die Klassiker. Waren gescheidte, unterrichtete Leut', obwohl Heiden. Erzählen von großen Männern, Helden, Patrioten —"

„Und waren doch Heiden?" fragte der Ammann mit Erstaunen.

„Waren Heiden, Götzendiener. Wußten nichts vom Heiland, der Mutter Gottes, den Heiligen. Ist erstaunlich, unbegreiflich, aber kann nicht geleugnet werden: bieten uns glorreiche Exempel von Heldengröße und Vaterlandsliebe. Hab' von einem Manne gelesen, so seine beiden Söhne vor seinen Augen tödten ließ, weil sie sich gegen die Republik Rom verschworen hatten. Hieß Brutus, dieser Mann, und fiel selbst in einer Schlacht."

Das Gesicht des Ammanns war düster geworden. Allein der Decan bemerkte es nicht und fuhr

fort: „Komm' wieder auf den Ulrich zurück. Ist nicht blos ein begabter, sondern auch gar wunderlicher Bub'. Will Dir eine Geschicht' von ihm erzählen.

Hab' mit dem Ulrich noch einen armen Bub' aus Wesen unterrichtet; heißt Rudi. Hatte mich der einmal aus Furcht vor Schelt' oder Strafe belogen, ohne daß ich's merken konnt'. Nun gut. Waren seitdem zwei Tage vergangen. Da tritt der Rudi eines Morgens vor mich hin, und bekennt unter Thränen und Schluchzen sein Unrecht. Frag' ihn, was ihn denn auf einmal zum Geständniß gebracht. „„Der Ulrich““ — sagt' er — „„ist mir bös geworden wegen der Lüg'. Hat mich einen schlechten Bub' genannt. Hat auch gesagt, 'ne Lüg' sei schlimmer, denn Diebstahl, ein Lügner sei fast so schlimm, als ein Todtschläger; und wenn ich mein Unrecht nicht eingestehen sollt', würd' er nie wieder ein Wörtel mit mir reden!““

Der Decan hielt inne und schaute den Ammann mit triumphirendem Blicke an. Der aber drückte ihm mit stolzem Lächeln die Hand und sprach: „Gott

sei gelobt! Er wird nicht aus der Art schlagen! – Aber wo ist er denn, der Ulrich?"

„Streift in den Bergen umher oder ist bei den Schiffern am See. Haben heut einen Feiertag, weißt's ja. Gesunder Leib, gesunde Seel', denk' ich und laß ihm gern seine Lust an der lieben Gottesnatur."

Der Ammann nickte zum Zeichen der Zustimmung; darauf fragte er: „Was Neues in den Cantonen? Bist lange nicht in Glarus gewesen?"

„Bin vorige Woch' erst dort gewesen" — versetzte der Decan, indem er die Beine übereinander kreuzte und durch Miene und Haltung andeutete, daß er wichtige Sachen zu berichten habe — „hab' auch des Neuen nicht wenig erfahren. Ob's aber gut oder schlimm, weiß Gott im Himmel allein. — Weißt, daß Max, der junge Kaiser, die Eidgenossen gern in den schwäbischen Bund aufnehmen möcht'. Sind aber mißtrauisch gegen diesen Bund —"

„Und mit Recht, Bruder, mit Recht" — fiel der Ammann ein — „ist dieser Bund gegen unsre Freiheiten gerichtet. Hab' erfahren, daß die Schwaben

gesagt, der Bund werde machen, daß die Bauern — also nennen sie uns — daß die Bauern keine Herren mehr sein würden!“

„Hab' das auch gehört. Ist in der ganzen Eidgenossenschaft bekannt. Gut. Hat nun der Kaiser auf dem Reichstage zu Worms ein Kammergericht eingesetzt und die Eidgenossen aufgefordert, als Gehorsame des Reichs dem Kammergericht Folge zu leisten. Sollen auch Steuern zahlen zum Türkenkrieg und Söldner schicken.“

„Nicht einen Mann, wenn's nach mir ging!“ rief der Ammann.

„Gerad' so haben auch die Tagherrn gesagt. — „„Sind freie Männer““ — haben sie noch gesagt — „„wollen lieber aufhören Reichsglieder zu sein, als unsre Freiheiten antasten lassen.““

„Gut gesprochen, wacker gesprochen!“ sagte der Ammann.

„O, haben noch besser gesprochen, unsre Boten auf dem Reichstage. Wirst's gleich hören. — Als sich unsre Boten denn gar nicht fügen mochten, hat der Kanzler des Kaisers und des Reichs gesprochen:

„„Schicket euch nur in die Sachen; denn der Weg ist gefunden, euch einen Herrn zu setzen. Und das will ich thun mit der Feder in meiner Hand!““

Nach solcher Rede hat sich der Zürcher Rathsschreiber erhoben und gesagt: „„Was Ihr drohet, Herr, ist vormals Andern mißlungen, die es durchsetzen wollten mit Hellebarden, so doch mehr zu fürchten waren, als Gänsefedern!““

„Tapfer geantwortet!“ sprach der Ammann mit strahlendem Blick. „Bei Gott, ist eine Herzerquickung, solche tapfre Rede zu hören!“

„Kommt noch besser, Ammann; sollst gleich hören. — Ließ endlich der Kaiser Max selber Drohungen fallen. Würde, sagt' er, die Eidgenossen zum Gehorsam zwingen, und würd' er einer der Vordersten sein, unser Land einzunehmen! — Hatt' solches kaum gesprochen, da erhob sich Conrad Schwend, Bürgermeister von Zürich, und sagte: „„Wollt's nicht rathen, Kaiserliche Majestät, einer von den Vordersten zu sein. Fürchte, das hitzige Volk möcht' nicht einmal der kaiserlichen Krone schonen!““

„Hätt' ihm das auch gesagt, bei Gott und allen Heiligen!“ rief der Ammann mit der ihm eigenen Energie. „Haben nicht nöthig, uns vor kaiserlicher Majestät zu fürchten und zu beugen!“

„Ja, wär' schon gut, wenn die kaiserliche Majestät allein ständ',“ fuhr der Erzähler fort. „Steht aber der heilige Vater auf des Kaisers Seit' und hat drohen lassen mit dem Bann, wofern die Eidgenossen nicht von dem Bündniß mit Frankreich lassen sollten. Haben sich zwar die Tagherrn auch durch den Papst nicht schrecken lassen; fürcht' aber, wird uns übel bekommen der Trotz gegen das Haupt der Christenheit.“

„Haben aber doch recht gehandelt, die Tagherrn. Soll sich der Papst nicht in weltliche Dinge mischen, mein' ich. Soll seine Kirch' in Ordnung halten. Thut das aber nicht. Hat nur weltliche und hoffärtige Gedanken. Soll überhaupt ein böser, unbilliger Mann sein, Papst Alexander. Hab' ganz erschreckliche Dinge von ihm gehört.“

Der fromme Decan seufzte, und in diesem Seufzer lag ein unwillkürliches Zugeständniß. „Sehr

schlimmen Zeiten entgegen" — fuhr er nach kurzer Pause fort. „Scheint selbst die Natur auf eine schreckenvolle Zukunft zu deuten. Ist bei Ensisheim ein großer, grauer, dreieckiger Stein, 300 Pfund schwer, mit großem Getöse vom Himmel gefallen."

„Ja, glaub' selber, gehen schlimmen Zeiten entgegen. Nicht aber wegen der vielen Feinde, so gegen uns aufstehen, sondern weil wir uneins sind und die Sitten unsrer Väter verleugnen. Könnten der ganzen Welt Trotz bieten, wie unsre Väter gethan, wenn wir die alte Tugend und die alte Einigkeit hätten. Wollte die Macht sehen, die uns niederwerfen könnt'! Wollte das Heer sehen, das eindringen könnt' in unsre Berge! Sind aber uneins untereinander. Lassen unsre besten Kräfte unter fremden Bannern streiten und werden entblößt sein, wenn man uns angreifen wird. Sind auch unsre Obern nicht alle treu und rechtschaffen. Haben sich an ein üppig und kostspielig Leben gewöhnt und nehmen Geld von unsern Feinden. Wird einst gesagt werden in spätern Tagen: Das starke unbezwing-

liche Volk der Hirten ist untergegangen, weil es sich selber zu Grunde gerichtet!"

Eine tiefe Bewegung hatte seine Stimme bei den letzten Worten gedämpft. Diese Bewegung duldete ihn auch nicht länger auf seinem Stuhl. Er stand auf und sagte: „Die Luft im Gemach ist schwül, Bruder. Laß uns ein wenig 'naus in's Freie gehen."

Sie gingen hinaus und befanden sich auf dem freien Kirchenplatze, wo das Bild des Schutzheiligen des Ortes stand. Als sie an dem Bilde vorübergingen, bekreuzten sich Beide. Darauf sprach der Ammann: „Hab' schon d'ran gedacht, Bruder, ist vielleicht nicht gut, daß jede Kirch', jede Stadt, jedes Dorf seinen eignen Schutzheiligen hat. Würden vielleicht einiger sein und besser zusammenstehen, wenn wir allesammt den nämlichen Heiligen verehrten."

Der fromme Decan gerieth in große Aufregung über diese ketzerische Idee. „Nicht doch, Ammann" — versetzte er im Tone sanften Tadels — „Mußt Dir nicht solch' gefährliche Gedanken machen. Ist

die Verehrung der Heiligen ein gar wichtig und nothwendig Ding. Sind Wesen, die dem Menschen nahe stehen, die, mit gleichen Schwächen geboren, der Tugend unter allen Verhältnissen treu, Güter, Qualen und Tod verachtet haben und nun, vom Ird'schen geläutert, im Genuß der Seligkeit die Leiden ihrer Mitgeschöpf' theilnehmend und erbarmend betrachten. Hat daher auch nicht blos jede Kirch, jedes Dorf, jede Stadt einen eignen Schutzheiligen, sondern auch jeglicher Stand und jeglich' Handwerk."

„Ja, sogar die Dieb' und die sündhaften Dirnen" — sprach der Ammann in sarkastischem Tone — „Habt dem lieben Gott fast nichts übrig gelassen, als das Donnern und Blitzen."

Der Decan stand still und schaute den Ammann mit dem Ausdrucke des Entsetzens an. Der aber schien diesen Blick nicht zu bemerken, sondern fuhr, mit dem Finger auf den außerhalb der Kirche gemalten Todtentanz deutend, fort: „Ist das ein ernst und lehrreich Bild an unsern Kirchen. Liegt eine Mahnung zur Tugend in dem häßlichen Ge-

ripp', das da unerbittlich Junge und Alte, Reiche und Arme, Vornehme und Geringe mit seiner Sense hinwegrafft. Schau's lieber an, wie die Bilder der Heiligen."

„Sonderbar!" — sagte der Decan, dessen Gedanken durch diese Bemerkung sogleich eine andere Richtung erhielten — „Sonderbar! Bleibt auch der Ulrich allzeit vor dem Todtentanz stehen und hat seine Freude daran."

Auch des Ammanns Gedanken erhielten nun plötzlich eine andre Richtung. Indem er den Bruder forschend anblickte, fragte er: „So zeigt der Ulrich also Lust am geistlichen Stande?"

Der Decan schien betroffen. Diese Frage hatte er an sich selber noch niemals gestellt; und die Unfähigkeit, sie mit Gewißheit zu beantworten, jagte ihm die Schamröthe in's Antlitz.

„Je nun" — versetzte er nach längerem Zögern — „meine, hat zwar heißes Blut in den Adern, wird sich aber abkühlen, das heiße Blut. Ist nichts so geeignet, heiß Blut abzukühlen, als das Studium. Hat daneben auch ein sanft Gemüth, liebt die Musika

mit Leidenschaft. Bläst die Schalmei und spielt die Orgel. Wirst deine Freude haben, ihn zu hören."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als in der Kirche die Orgel ertönte.

„Horch!" rief der Decan freudig — „Das ist er! Hat sich, wie er oftmals thut, in die Kirch' geschlichen, um die Orgel zu spielen. Wollen eintreten. Mußt ihn sehen!"

Sie traten mit leisen Schritten in die Kirche, in welche durch die gemalten Fensterscheiben nur ein spärliches Licht fiel, und an deren Decke eroberte Fahnen hingen. Vor der Orgel saß ein großer, blondlockiger Knabe und spielte ein altes Kirchenlied.

Es schien ein wahres Wunder, wie er mit seinen zarten Händen das schwerfällige Werk bemeisterte.

„Hätt's nimmermehr gedacht" — flüsterte der Ammann, und nachdem der Knabe das Lied beendigt hatte, rief er mit lauter, schallender Stimme: „Hast's brav gemacht, Ulrich; kann's nicht anders sagen!"

Sobald der Knabe diese theure Stimme hörte, sprang er mit einem Satze von der hohen Bank

herab und im nächsten Augenblicke lag er in den Armen seines Vaters.

Der Ammann betrachtete ihn eine Weile zärtlich; dann sprach er mit feierlicher Stimme: „So wie Du durch Dein Spiel jetzt Deines Vaters Herz gerührt hast, so rühr' künftighin auch die Herzen Deiner Gemeind' durch das Wort Deines Mundes. Will dann die Stunde segnen, in der Du geboren. Wirst dann ein echter und rechter Priester sein und viel Gut's stiften unter den Menschen. Wirst auch die Eidgenossen zurück rufen zu alter Tugend und Sitte. Wirst, ihnen die Siegesfahnen unsrer Väter zeigend" — bei diesen Worten deutete er mit der Hand auf die Fahnen an der Decke der Kirche — „sie lehren, wie unsre Vorfahren gelebt und gekämpft haben und wodurch sie groß und berühmt worden sind. Wirst endlich durch gutes Beispiel und frommen, rechtschaffenen Wandel die christliche Lehre bestätigen!"

Er hielt eine Weile inne, während der Knabe die Rührungsthränen aus den Augen hinweg wischte. Darauf fuhr er fort: „Und so leg' zum Zeichen,

daß Dies ein fester und heiliger Vorsatz ist, Deine Hand in die meinige und sag': Ja!"

„Ja!" — sprach der Knabe mit leiser, vor Bewegung zitternder Stimme.

„Amen!" — flüsterte der Decan, indem er segnend seine Rechte auf des Knaben Haupt legte.

Schweigend, in feierlicher Stimmung, verließen sie dann die Kirche. Der Knabe, auf dessen Schultern eine weltgeschichtliche Mission lag, hatte seine erste Weihe empfangen.

Viertes Kapitel.

Bern.

Wir übergehen einen Zeitraum von fünf Jahren. Der junge Ulrich Zwingli hatte inzwischen zwei Jahre auf der Schule zu Basel und drei auf der Schule zu Bern zugebracht. Es war im Jahre 1500. Die Eidgenossenschaft hatte soeben den schwierigsten und glorreichsten ihrer Kriege beendigt, sie hatte gegen den deutschen Kaiser, den ritterlichen Max, gestritten und in sieben Schlachten gesiegt. Und durch diese Siege hatte sie ihre Unabhängigkeit vom deutschen Reiche errungen. In diesem „Schwabenkriege" hatten sich die „trotzigen Bauern und Hirten" ein freies, selbstständiges Vaterland erkämpft, auf welches alle Nachbarstaaten mit Achtung blickten

und ohne dessen Betheiligung kein wichtiger Krieg mehr geführt werden konnte.

Gleichwohl war die Siegesfreude eben nicht groß im Lande, theils weil sich die verderblichen Folgen des Krieges gerade nach dem Schwabenkriege den Eidgenossen in schrecklicher Gestalt enthüllten, theils auch weil in den Augen der Meisten die Früchte des Sieges durchaus nicht den Gefahren des Kampfes entsprachen.

Unter der Zahl der Mißvergnügten stand der Landammann Zwingli in erster Reihe; und als er, einige Wochen nach dem Friedensschlusse zu Basel, an einem schönen Herbstmorgen in die Stadt Bern hineinritt und die Zurüstungen zu einem Siegesfeste gewahrte, verrieth der Ausdruck seiner Züge nichts weniger, als eine festliche Stimmung. Zwar müssen wir zugestehen, daß der düstere Ausdruck in des Ammanns Antlitz noch eine andere Ursache hatte: Eine höchst unangenehme Nachricht in Betreff seines Sohnes hatte ihn nach Bern geführt. Indeß sicher ist es, daß in dem Augenblicke, wo er in Bern einzog und die Zurüstungen zu dem Feste bemerkte,

sein Geist sich mit den traurigen Folgen des Krieges beschäftigte.

Vor einem stattlichen Hause hielt er still und stieg vom Pferde.

„Ist der Wechsler und Bürger Effinger daheim?“ — fragte er einen Diener, welcher den Raum vor dem Hause fegte.

„Ist just im Laden. Werd' ihn rufen“ — antwortete der Diener, indem er den Besen wegwarf und in den Laden eilte.

Wenige Minuten darauf erschien der Herr des Hauses, ein stattlicher Mann im kräftigen Mannesalter. Er trug einen mit Pelz verbrämten langen Tuchrock und sammtne Hosen, welche aus vielen herunterhängenden Stücken bestehend, im Winde flatterten. Sein Haupt war mit einer leichten Mütze bedeckt.

„Ha, sei gegrüßt, Ammann!“ — sprach er, indem er dem Gaste die Hand entgegenstreckte, wobei jedoch seine Miene einige Befangenheit verrieth. — „Kommst gerade zu einem Vaterlandsfeste. — Doch

tritt ein in mein Haus. Hast einen weiten Weg zurückgelegt und wirst der Erholung bedürfen."

Er führte den Gast, der die Begrüßung schweigend entgegengenommen hatte, durch einen engen Flur nach der Wohnstube, deren Decke und Wände aus künstlichem Schnitzwerk bestanden. Ueber der Thür prangte das Wappen des Hausherrn und herum hingen große Trinkgeschirre, Schwert und Armbrust. Die Bänke waren mit weichen Polstern belegt. Ein Schreibtisch mit schönem Schnitzwerk und ein Ruhebett, Gutsche genannt, vervollständigten die luxuriöse Ausstattung des Zimmers.

„Und itzt noch einmal willkommen!" — begann der Hausherr, während er den Gast zu dem Ruhebett führte. — „Bringst uns einen guten ehrenhaften Frieden mit."

„Kann eben nicht sagen, daß der Friede ein ehrenhafter sei" — versetzte der Landammann, indem er sich niedersetzte. — „Haben sieben oder acht Treffen gewonnen; sind über 20,000 Leut' umgekommen, bei 2000 Städte, Flecken, Dörfer und Schlösser abgebrannt; ist das Land auf dreißig Meilen verwüstet;

und haben nichts gewonnen, als eine Gerichtsbarkeit, die doch vordem schon unser gut Recht war."

„Wahr, ganz wahr" — erwiederte der Berner, nachgiebig. — „Hat jeglich Ding sein Aber in der Welt. Mußt aber doch eingestehn, Ammann, daß unser gut Recht itzt erst anerkannt ist, daß wir durch den Sieg an Ruhm und Ansehn gewonnen und daß die Verluste des Kriegs den Vortheilen nicht gleichkommen."

„Weiß nicht, ob die Vortheile den Nachtheilen gleichkommen" — sagte der Ammann gedankenvoll. — „Hab' unterwegs gar erschreckliche Schauspiele gesehn. Hab' gesehn eine Schaar Kinder, wie Vieh, auf die Weide treiben, hab' die verhungerten Geschöpfe Gras essen sehn. Sind unsre Vorräthe ganz aufgezehrt; die Erndt' ist nicht eingebracht. Haben im Lande kein Salz. Verwundete und verkrüppelte Leut' laufen umher. Ist ein Elend zu sehn. Hätten die Tagherrn darauf Bedacht nehmen sollen beim Friedensschlusse. Mußten den Kaiser die Brandschatzung zahlen lassen oder den Krieg fortsetzen. Ist sehr arm unser Land. Hat der Kaiser ein Spiel

mit uns gemacht und hat's verloren, mußt' er den Einsatz bezahlen."

„Wär' doch aber gefährlich gewesen, den Krieg fortzusetzen."

„Ja, wär' gefährlich gewesen!" — rief der Ammann mit einer aus dem Herzen quellenden Bitterkeit. — „Wär' gar sehr gefährlich gewesen! Weißt aber auch warum? — Will Dir sagen, warum: Weil nicht allen Städten zu trauen war, weil der Kaiser selbst während des Krieges Freunde unter den Bundesbrüdern hatt'. Haben uns auch jetzt wieder Neid, Selbstsucht und Hader um die Früchte unsers Sieges gebracht!"

Das Gesicht des Berners war blutroth geworden. Denn im ganzen Lande war's bekannt, daß besonders Bern sich anfangs zum Kaiser geneigt und beim Ausbruch des Kriegs der Eidgenossenschaft schlechte Hilfe geleistet hatte. — „Solltest nicht alten Unfrieden wieder aufwecken" — sprach er nach längerem Zögern. — „Sind jetzo wieder einig und verbrüdert. Wird auch noch weiter wachsen der Bund. Wollen ja auch Basel und Schafhausen eintreten in den

Bund. Ist aber Basel eine alte freie Reichsstadt, stark durch den Geist ihrer Bürger, durch die Größe und durch die Lage am schiffbaren Rhein. Ist ein sichrer Markt des getreide- und weinreichen Elsaß; und ist endlich ein Schlüssel unsers Vaterlandes."

„Weiß nicht, ob es gut thun wird, noch mehr Städte in den Bund aufzunehmen" — sagte der Ammann. — „Schaust mich verwundert an. Kann Dir aber sagen, daß alle Land- und Bergbewohner dagegen sind. Will Dir auch sagen, warum. — Reißen die Städte alle Macht und Ehre an sich, überstimmen die Länder und drücken sie nieder. Führen Neuerungen ein und verletzen alte Sitten und Gewohnheiten. Wimmeln von Fremden und lassen sich verführen von den Fremden. Führen ein kostspielig und glänzend Leben" — bei diesen Worten warf er einen sehr bezeichnenden Blick auf das Geräth des Zimmers und die Kleidung des Hausherrn — „lassen sich blenden von dem Glanz und Gold auswärtiger Höfe und rütteln an der alten bewährten Verfassung. Wurzelt dagegen der alte eidgenössische Sinn in den Bergen. Ruhiges Hirtenleben auf

einsamer Alp, in reiner Luft, in wunderbar herrlicher Natur, das bringt Riesen an Körper und Helden an Tugenden hervor. Freuen uns stiller Unabhängigkeit in der Alp, leben mäßig und einfach, haben keinen andern Ehrgeiz, als wessen Heerd' die schönste, die beste sei. Halten auf unsre alten angestammten Gewohnheiten und Rechte, lassen uns nicht blenden von Neuerungen, leben fort, für und für, im Geist unsrer Väter."

Der Berner war eben im Begriff, nunmehr auch die Vorzüge und Lichtseiten der Städte ein wenig zu beleuchten, als der Ammann plötzlich aufsprang und in fast rauhem Tone zu ihm sagte: „Bin aber nicht zu schwätzen hergekommen. Weißt, warum ich hergekommen. Muß zuerst den Finger auf die wunde Stelle legen: Wie steht's mit dem Ulrich?"

„Steht nicht besser, noch schlimmer, als ich Dir geschrieben" — versetzte der Berner mit erkünstelter Kaltblütigkeit. — „Ist der Ulrich ein kluger und anstelliger Bub'. Sind die Väter Dominikaner ganz in ihn vernarrt. Haben ihn aufgenommen in's Klo-

ster und wollen einen frommen und gelahrten Mann aus ihm machen.“

„Hab' ihn aber doch Dir und nicht den Mönchen übergeben! Hätt'st ihn zurückfordern sollen von den Dominikanern!“

Dem Berner stieg abermals das Blut in's Gesicht. „Bei St. Vincenz, dem Schutzheiligen unsrer Stadt Bern, kennst die Väter Dominikaner nicht!“ — rief er mit einiger Gereiztheit. „Ist ein gar mächtiger Orden, der Dominikanerorden; ist geehrt und gefürchtet im ganzen Land. Möcht' die Väter Dominikaner um alles Gut nicht zu Feinden haben. Würden mir schaden an Ehre und Reputation. Würden mich ausschrei'n für einen Ketzer. Wär' meines Lebens nicht mehr sicher in Bern.“

Die Miene des Landammanns drückte das höchste Erstaunen aus. Es verging eine ziemliche Weile, bevor ihn dies Erstaunen zu Worte kommen ließ. Dann aber sprach er mit der ihm eigenthümlichen Entschlossenheit: „Hab niemalen gehört, daß unsre Väter sich vor Mönchen gefürchtet. Fürchte mich auch nicht. Will in's Kloster gehn und meinen Ulrich

zurückfordern. Weiß schon, wollen einen Mönch aus ihm machen. Soll ihnen aber nicht gelingen. — Behüt' Dich Gott unterdessen!" — Mit diesen Worten ergriff er seinen Hut und verließ, von dem Hausherrn bis vor die Thür begleitet, die Wohnung des Berners.

In der nämlichen Stunde saßen im Refectorium des Dominikanerklosters Johann Vater, der Prior, Doktor Bolshorst und der Schaffner Steinegger an einem mit leckeren Speisen und Weinkrügen besetzten Tische und warteten mit Sehnsucht auf den Augenblick, wo der Subprior Uelschi, der soeben von einem Ordenscapitel in Wimpfen am Neckar zurückgekehrt war und nun an demselben Tische seinen Durst und Hunger stillte, seinen Bericht von den Beschlüssen des Capitels beginnen würde.

Wir können nicht darauf eingehn, die Physiognomien dieser vier Männer genau zu beschreiben; — denn wiewohl sie in der Geschichte Berns eine sehr einflußreiche und am Ende sehr tragische Rolle spiel-

ten, gehören sie, was unsern Roman anbetrifft, doch nur zu den Nebenpersonen; — um jedoch dem Leser ein ungefähres Bild von ihnen zu liefern, bemerken wir ganz allgemein, daß die Züge des Priors den Charakter der Schlemmerei und Sinnlichkeit, die Züge des Subpriors den Charakter der Herrschsucht, die Züge von Bolshorst den Ausdruck verschmitzter Heuchelei und die Züge des Schaffners den Ausdruck des Fanatismus trugen.

Endlich war Uelschi, der Subprior, gesättigt. Er that noch einen kräftigen Zug aus einem der Krüge, lehnte sich dann in seinem Sessel zurück und begann: „Das ganze Capitel war mit mir einig darüber, daß die Verarmung unsers Ordens dem überhandnehmenden Einflusse der Franziskaner zuzuschreiben sei und stimmte mir auch darin bei, daß wir, wofern wir wieder zu unserm früheren Ansehn gelangen wollen, durch eine kühne und eclatante That die Volksmeinung gewinnen müssen. Sobald dies nur einmal festgestellt, ward es mir leicht, unser Kloster in Bern als Schauplatz der Unternehmung zu empfehlen. Die Berner sind tapfer und einfältig,

sagt' ich der Versammlung, daher leicht zu vermögen, die Wahrheit ruhmvoller Wunder durch ihr ganzes Ansehn, ja nöthigenfalls durch Waffengewalt, zu vertreten."

„Sehr gut, sehr gut" — sagte der Prior, indem er die Hände über seinem hervorstehenden Bauche faltete. — „Ist eine sehr ruhmwürdige Sache; aber wie anfangen?"

Der Subprior warf ihm einen Blick hoffärtigen Mitleids zu und fuhr fort: „Es wird sich nun zunächst darum handeln, ein Individuum zu finden, das für unsre Zwecke sich eignet, einen Menschen, der gläubig, einfältig, von schwachen Nerven und in Bern nicht bekannt ist."

„Ich hab' ihn schon" — sagte Doktor Volsherst mit verschmitztem Lächeln — „ein Schneiderlein aus Zurzach. Begehrt schon lange die Aufnahme als Layenbruder."

„Würd' unser Hirtenbub' aus Wildhaus nicht dazu taugen?" — fragte der Prior, indem er aus seinem Becher nippte.

„Nein, hochwürdiger Vater" — versetzte der

Subprior in entschiedenem Ton. — „Wenn es Euch beliebt, unsrer Verhandlungen kurz vor meiner Abreise zu gedenken, so werdet Ihr wissen, daß dieser Jüngling zu andern Zwecken bestimmt ist. Unser Orden bedarf dringend großer Gelehrten, wollen wir anders unser früheres Ansehn wieder gewinnen. Dieser Jüngling aber besitzt solch erstaunliche Anlagen, daß wir uns die außerordentlichsten Erfolge für die Zukunft von ihm versprechen können. Wir wollen es also mit dem Schneiderlein versuchen."

Er hielt eine Weile inne, als wollte er seinen Zuhörern Zeit lassen, sich vorzubereiten auf seine hochwichtigen Enthüllungen. Darauf fuhr er fort: „Unmittelbar nach seinem Eintrtit in's Kloster muß das von Bolshorst uns gelieferte Individuum durch nächtliche Schrecken und vorgespiegelte Erscheinungen dermaßen verwirrt und mit Bangigkeit erfüllt werden, daß es sich sogleich verzweifelnd in die Arme des Beichtvaters, d. h. in die Arme des Doktor Bolshorst wirft."

„Ich werde mein Möglichstes zur Ehre Gottes thun" — sagte Bolshorst mit frömmelnder Heuchelei.

„Du wirst den Glauben des Schneiders an die nächtlichen Erscheinungen beleben“ — fuhr Uelschi in gebieterischem Tone fort — „wirst ihm die strengsten Kasteiungen auferlegen und wirst ihn endlich überzeugen, daß er zu der Rolle eines Volksheiligen berufen, daß er ein Begnadigter und Auserwählter Maria's sei. Sobald er dann fest in seinem Glauben, und seine Vernunft gänzlich gefangen ist, wird man in einer Nacht nach vorher angewandtem Schlaftrunk an fünf Stellen seines Leibes durch ein Aetzmittel den Schein der Verwundung zuwegebringen.“

„Bei unsrer lieben Frau!“ — rief der Prior, bewundernd, „unser Bruder Subprior ist ein feiner, erfinderischer Kopf!“

Ohne dies Compliment im Geringsten zu beachten, fuhr der Subprior fort: „Hierdurch werden wir den Franziskanern den Alleinbesitz der fünf offnen Wundmale entreißen. Das Volk wird sich wieder in Massen unserm Kloster zuwenden, seine rohe Einbildungskraft an dem Mirakel zu weiden. Die Predigten des Pater Bolshorst, welche dies

Wunder beleuchten und sich über den neuen Glanz und Aufschwung unsers Ordens verbreiten müssen, werden das Uebrige thun. Im Laufe der Zeit werden wir natürlich noch andere und größere Wunder erfinden müssen.“ — Steinegger, der Schaffner, der bisher, zwar mit niedergeschlagenem Blick, aber doch mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte, schaute jetzt den Subprior an und fragte mit einem düstern Glanze in seinen Augen: „Aber, wenn das Schneiderlein der ruhmwürdigen Rolle nicht würdig sein, ja, sich wohl gar als widerspenstig erweisen sollte?“

„Für diesen Fall wirst Du, guter Bruder, besondre Instructionen erhalten. Besitzt unser Orden auch keine Schätze mehr, so erfreut er sich doch noch guter Kerker und Foltern.“

„Der Herr bewahre uns vor solchen Mitteln der Gewalt!“ — sprach der Prior salbungsvoll, während der Subprior den beiden Andern einen Blick zuwarf, in dem ausgedrückt war:

„Kümmert euch nicht um diesen Schwachkopf!“

Im nämlichen Augenblicke ertönte im Klosterhofe die Glocke, welche den Besuch eines Fremden ver-

kündigte. Alsogleich erhob sich der Schaffner und verließ den Saal, kehrte aber sofort wieder zurück, indem er den jungen Zwingli an dem Rockkragen in den Saal schleppte und erklärend bemerkte:

„Er hat an der Thür gehorcht!“

Ulrich Zwingli war, seit wir ihn das letzte Mal vor Augen gehabt, ein großer, kräftiger Jüngling geworden. Doch hatte er in dem Kloster bereits sein offnes heiteres Wesen verloren; und die Blässe seiner Wangen und etwas Gedrücktes in seiner Haltung waren nicht allein Folgen seiner augenblicklichen peinlichen Situation.

„Warum hast Du gehorcht? Und was hast Du gehört?“ — donnerte ihn Uelschi, der Subprior, an.

Der Angeredete, dessen Gesicht plötzlich erglühte, versetzte mit niedergeschlagenem Blick: „Ich kam, mir von Pater Volshorst einen Rath wegen einer Arbeit zu erbitten. Und da ich Ew. Hochwürden laut sprechen hörte, so fürchtete ich mich, einzutreten.“

Uelschi war eben im Begriff, den Jüngling weiter auszuforschen, als der Pförtner des Klosters er-

schien und meldete, daß der Vater des jungen Ulrich den Prior zu sprechen begehre.

Die frommen Väter, die sonst eben nicht so leicht die Fassung zu verlieren pflegten, erschienen sehr verdutzt. Doktor Bolshorst war der erste, der seine Fassung wieder gewann. Er näherte sich dem Subprior und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr, worauf dieser dem Pförtner befahl, den Fremden in das Empfangszimmer des Priors zu führen.

„Und nun" — rief Uelschi nach der Entfernung des Pförtners, indem er ein Kreuz unter seiner Kutte hervorzog — „nun schwöre auf dieses geweihte Kreuz, daß, was Du auch immer soeben gehört und in Deinem Unverstande falsch aufgefaßt haben mögest, Du niemals, und zwickte man Dich mit glühenden Zangen, eine Sylbe davon einem menschlichen Ohre vertrauen willst! — Schwöre mir nach!"

Ulrich kniete nieder und schwor den Eid, welchen ihm der Subprior langsam und mit feierlicher Stimme wiederholte.

„Und nun, hochwürdiger Vater" — sprach Uelschi zum Prior — „erbitte ich mir von Euch die

Erlaubniß, den Vater dieses Jünglings empfangen zu dürfen."

„Ich gebe sie gern, gern" — versetzte der Prior und athmete, erleichtert, auf.

„Du aber" — sprach Uelschi, sich abermals an Ulrich wendend — „sei eingedenk dessen, was Dir die heilige Mutter der Gnaden im Traume verkündigt, daß Du berufen bist, aufzuwachsen in den Mauern dieses Klosters und ein Licht unsers Ordens zu werden. Diese wundersame Berufung und Begnadigung legt Dir die Pflicht auf, selbst vor einem väterlichen Befehle nicht zurückzuweichen."

Nach diesen Worten flüsterte er dem Doktor Belshorst noch einige Worte in's Ohr und begab sich alsdann in das Empfangszimmer des Priors, wo ihn der Ammann schon erwartete und nach einer ehrerbietigen Begrüßung also anredete: „Ich heiß' Zwingli und bin gekommen, meinen Bub' Ulrich von den Vätern Dominikanern zurückzuforderu."

„Warum forderst Du Deinen Sohn zurück?" — fragte der Subprior nicht ohne Würde. — „Ich glaubte eher, Du würdest Gott danken, daß fromme

und gelehrte Männer an ihm Gefallen gefunden und sich entschlossen haben, ihn zu unterrichten und auszubilden für seinen künftigen, erhabenen Beruf. Hast Du Beschwerde gegen uns zu führen, oder hat er sich selbst beklagt?"

„Weder das Eine, noch das Andre. Will aber meinen, sind freie Männer, können gebieten über unsre Kinder. Will keinen Mönch, sondern einen frommen und gelehrten Geistlichen aus dem Ulrich machen lassen."

„Weißt Du einen Ort in der Welt" — fragte der Dominikaner mit einem Lächeln der Ueberlegenheit — „wo Frömmigkeit sichrer gedeiht und Gelehrsamkeit sorgfältiger gepflegt wird, als in den geheiligten Mauern eines Klosters? Sind nicht zahllose Heilige aus den Klöstern hervorgegangen und sind die Klöster nicht seit Jahrhunderten die Pflanzschulen der Bildung und Wissenschaft? — Aber ich weiß den wahren Grund, weßhalb Du aus Deinem Sohne keinen Mönch machen lassen willst. Du weißt, daß er hohe Gaben besitzt und wünschest, daß er zu Ansehn und Ehren gelange. Nun wohl, so

wisse, daß gerade unser Orden im Begriff steht, sich über alle Orden zu erheben, daß er das verlorene Ansehn bald wieder gewinnen und unter dem besondern Schutze der gnadenreichen Maria sich zu unerhörter Machtfülle erheben wird, so daß Bischöfe und Cardinäle, wie ehedem, wieder aus ihm hervorgehen werden!"

Diese Worte, mit feierlicher Stimme und der Miene eines Hildebrandt gesprochen, machten gleichwohl wenig Eindruck auf den schlichten Sohn der Berge. „Verstehe das nicht" — versetzte er einfach — „bin auch nicht ehrgeizig für meinen Bub'. Möcht' ihn aber gern als Pfarrer in meiner Gemeind', in Wildhaus sehn."

Der Subprior unterdrückte seinen Unwillen über diese Hartnäckigkeit. Er trat dicht vor den Ammann und sprach mit der ganzen angemaßten Autorität des Priesters: „Und wenn ich Dir nun sagte, daß Dein Sohn, durch eine heilige Stimme erleuchtet, bereits eine unwiderstehliche Neigung zum klösterlichen Leben empfindet und daß diese Neigung von der hei-

ligen Mutter Gottes in seiner Brust entzündet, von allen Menschen, also auch von Dir, respectirt werden muß?“

Der Ammann erbleichte. Ein schwerer innerer Kampf spiegelte sich in seinen strengen Zügen ab. Darauf aber sprach er mit rauher Stimme und trotziger Miene: „Ich würd's nicht glauben! Ich könnt's nicht glauben; es sei denn, daß mir's der Bub' mit seinem eignen Munde sagen thät'!“

Ein stolzes, triumphirendes Lächeln spiegelte um die Mundwinkel des Subpriors. Er schritt zur Thür, öffnete sie und gab dem herbeieilenden Schaffner einen leisen Befehl. Darauf kehrte er in die Mitte des Gemaches zurück, setzte sich in einen mit Sammet überzogenen Lehnstuhl und sprach, während sein Gesicht in dem Vorgefühl eines nahen Sieges schwelgte: „Der Mund Deines Sohnes wird es Dir sagen!“

Wenige Minuten darauf trat Doktor Bolshorst, den Jüngling an der Hand führend, in's Gemach.

Beim Anblick seines Vaters stand Ulrich plötzlich still. Sein bleiches Gesicht röthete sich. Er schien

im Begriff, sich in die Arme des Vaters zu stürzen. Doch eine leise Bemerkung von Bolshorst bewirkte, daß er stehn blieb und die Augen zu Boden schlug.

„Dein Vater“ — begann der Subprior in sanftem, einschmeichelndem Tone — „ist mit der Absicht zu uns gekommen, Dich von uns zu nehmen. Ich habe ihm gesagt, daß Gott Dich zu hohen Dingen ausersehn und gerade um deswillen für das Kloster bestimmt hat. Ich habe hinzugefügt, daß Dir diese Deine Bestimmung durch ein Mirakel verkündigt worden, und daß Du in Deinem Gott geweihten Herzen von derselben durchdrungen bist. Dein von weltlichen Rücksichten verblendeter Vater hegt Zweifel an der Wahrheit meiner Behauptung. So sage ihm denn nun selbst, ob ich die Wahrheit geredet! Erkläre durch ein lautes, feierliches Ja! daß Deine Seele sich unwiderstehlich an die Mauern dieses geheiligten Ortes, unsers Klosters, gefesselt fühlt!“

Ulrich ward todtenbleich; man sah, wie ein Schauder durch seine Glieder rieselte.

„Ermanne Dich, mein Sohn!“ — rief der Subprior mit erhobener Stimme — „die Mutter

der Gnaden, die gebenedeite Jungfrau sieht auf Dich herab und lauscht auf das Wort Deines Mundes."

„Halt!" — rief plötzlich der Ammann, dessen Seelenangst den höchsten Grad erreicht hatte. — „Bevor Du redest, Ulrich, schau Deinem Vater in's Aug'!"

Der Jüngling erhob das Haupt und blickte den Vater an; und wiederum bedeckte eine dunkle Röthe seine Wangen.

„So!" — sprach der Ammann, indem er den Sohn fest anschaute — „jetzo wirst die Wahrheit reden! Und fürcht' Dich nicht, weder vor mir, noch vor diesen! Denk' nur an den gütigen Gott im Himmel und frag' Dein Herz; und dann sag', ob Du ein Mönch werden willst!"

Nur einen Augenblick zögerte der Jüngling. Darauf entriß er plötzlich mit Heftigkeit dem Doktor Volshorst seine Hand, stürzte sich in die Arme des Ammanns und flüsterte: „Nimm mich mit; ich will kein Mönch werden!"

„Sag' es laut, Ulrich!" — sprach der Ammann

mit stolzem Lächeln. — „Bist ein freigeborner Eidgenoss'; darfst Dich nicht fürchten!“

Durch die Berührung mit seinem Vater schien gleichsam ein andrer Geist über den Jüngling gekommen zu sein. Indem er sein großes, funkelndes Auge abwechselnd von dem Subprior auf Doktor Volshorst schweifen ließ, sprach er mit fester Stimme: „Ich will kein Mönch werden!“

„Ihr habt's gehört, hoch- und ehrwürdige Väter“ — sagte der Ammann — „und so ist, denk' ich, zwischen uns nichts weiter zu verhandeln. Der allgütige Gott behüt' euch!“

Nach diesen Worten nahm er seinen Sohn bei der Hand und verließ mit ihm, ohne daß die verblüfften Dominikaner den geringsten Widerstand versuchten, das Gemach und das Kloster.

Unterwegs wechselten sie kein Wort. Erst vor dem Hause des Berners stand der Ammann still und sagte: „Denk', wirst wohl nicht Lust haben, in Bern zu bleiben?“

„O, nein!“ — rief der Jüngling.

„Glaub's gern“ — fuhr der Ammann, lächelnd,

fort — „will Dich auch gleich mit mir nehmen und dann nach Wien schicken. Soll dort eine gute Schule sein, wie der Ohm in Wesen sagt. Wirst dort auch viele eidgenössische Jünglinge finden.“

Ulrich athmete auf, als wäre ihm eine schwere Last von der Seele genommen worden.

Fünftes Kapitel.

Wien.

Die deutschen Städte erfreuten sich hohen Ruhmes im Mittelalter. So galt Nürnberg in ganz Europa für das Ideal einer schönen Stadt. Von Köln behaupteten die Italiener, eine reizendere Stadt gäbe es nicht. Und Augsburg hatte noch im sechszehnten Jahrhundert nach dem Urtheile Montaigne's den Vorzug vor Paris.

Aber auch Wien war schon damals eine herrliche Stadt. Sie lag in einem Halbmonde an der Donau. Die Stadtmauer hatte eine Länge von fünftausend Schritt und doppelte Wälle.

Wie ein Palast lag die eigentliche Stadt inmitten ihrer Vorstädte, von denen einige an Größe und

Schönheit mit ihr wetteiferten. Fast jede Wohnung besaß etwas Denkwürdiges; fast jedes Haus hatte einen Vorhof und Hinterhof, weite Säle und gute Winterstuben. Die Gastzimmer waren getäfelt und herrlich ausgestattet. In die meisten, durch Eisenstäbe geschützten Fenster waren bunte oder bemalte Gläser eingelassen. Unter der Erde gab es weite Weinkeller und Gewölbe, die als Waarenniederlagen, Kramläden und Miethwohnungen dienten. In den Sälen und Sommerstuben flatterten und hüpften und sangen in zierlichen Käfigen so viele Vögel, daß ein durch die Straßen Wandelnder wohl wähnen konnte, sich inmitten eines lustigen Waldes zu befinden. Wiens ganzes Gebiet glich einem großen, herrlichen Garten, mit Obstgärten und Rebhügeln bekrönt.

Auf den Gassen und Marktplätzen wogte eine rührige Menge, unter welcher sich stets ein Theil der siebentausend Studenten der Stadt bemerkbar machte.

In dieser schönen, lustigen Stadt suchen wir unsern Hirtenknaben wieder auf. Er war dahin

gekommen, hauptsächlich, um Philosophie zu studiren — eine Wissenschaft, welche damals eigentlich nichts weiter war, als eine Masse von sophistischen Spitzfindigkeiten, von denen diejenigen am meisten discutirt und bewundert wurden, welche am unbegreiflichsten waren.

Da man damals nicht füglich auf den Namen eines Gelehrten Anspruch machen konnte, ohne das Labyrinth dieser scholastischen Weisheit durchlaufen zu haben, so machten sich auch die Theologen mit den trocknen Definitionen und Verstandesdüfteleien bekannt; ja, gerade sie waren die eifrigsten Pfleger dieser sogenannten Wissenschaft.

Auch unser Held gab sich ihr hin, und wenn dieselbe auch nicht gerade seine Ideen sehr erweiterte, so setzte sie ihn doch für die Folge in den Stand, sich gegen seine Feinde mit denselben Waffen zu vertheidigen, deren sie sich bedienten, um ihn anzugreifen.

Indeß nur kurze Zeit befriedigte ihn dies trockne Studium. Eine Bekanntschaft, die sich auch sogleich zur innigsten Freundschaft entwickelte, gab seinem Geiste plötzlich eine ganz veränderte Richtung.

Eines Tages saß Ulrich Zwingli, studirend in seiner Wohnung, als sich plötzlich unten auf der Straße ein gewaltiger Lärm erhob, ein Lärm, dessen Bedeutung der junge Student unmöglich verkennen konnte.

Die kraftstrotzende Sinnlichkeit des mittelalterlichen Bürgers im Verein mit dem Wohlstande desselben, welcher zum Lebensgenuß reizte, führten zuweilen grobe Ausschweifungen im Gefolge. Der wilde, gährende Geist des Volkes, nur wenig gebändigt von den mangelhaften Handhaben des öffentlichen Friedens, gab zu zahllosen Tumulten und Kämpfen auf Straßen und öffentlichen Plätzen Anlaß.

„Tag und Nacht“ — erzählte eine Chronik — „ward in den Straßen Wiens, wie in einer Schlacht, gekämpft, indem bald die Studenten mit den Handwerkern oder Bürgern, bald die Bürger mit den Hofleuten oder unter einander in Händel geriethen. Ja, selbst kirchliche Feierlichkeiten endigten nicht selten mit blutigen Schlägereien, mit Mord und Todtschlag.“

Just der Lärm eines solchen Straßenkampfes war es, der soeben an Ulrichs Ohr tönte. Bis dahin hatte sich der von den Erlebnissen im Dominikanerkloster noch eingeschüchterte Jüngling stets fern von solchen Raufereien gehalten. Heut aber in Folge eines jener plötzlichen Impulse, für welche wir keine Erklärung finden, sprang er auf, griff nach seinem akademischen Degen und eilte hinunter auf die Straße.

Etliche Studenten, welche mit einem Schwarm von Handwerkern in Streit und Kampf gerathen waren und der stets wachsenden Uebermacht des Feindes kaum mehr Stand halten konnten, hatten sich, um wenigstens im Rücken gedeckt zu sein, an die Thür des Hauses postirt, welches Ulrich bewohnte. Sein plötzliches Oeffnen der Thür sowie sein Erscheinen auf dem Kampfplatze mochte die guten Handwerker über Zahl und Stärke der neuanrückenden Streitkräfte täuschen, um so mehr, als die bedrängten Akademiker sogleich ein triumphirendes Geschrei erhoben und, mit Ulrich vereint, von der Defensive zur Offensive übergingen. Kurz, die

Handwerker räumten den Kampfplatz, die zurückbleibenden Sieger aber begrüßten jubelnd den wackern Freund in der Noth und schleppten ihn fast mit Gewalt in eine der zahllosen Tavernen, deren sich Wien schon damals erfreute.

Beim Austausch der Namen ergab sich, daß der eigentliche Anführer des siegreichen Corps ein Landsmann von Zwingli war — eine Entdeckung, welche unsern Helden mit um so größerer Freude erfüllte, als er in ihm den berühmtesten und genialsten Studenten von Wien kennen lernte.

Vadian, der Sohn eines schweizer Handelsherrn, hatte in Folge der Handelsverbindungen seines Vaters in Oestreich freundliche Aufnahme gefunden. Reich, feurig und lebenskräftig, hatte er sich vom Strome des regellosen Lebens der Hauptstadt fortreißen lassen. Doch bewahrte ihn die innere Macht des Genies vor dem Untersinken. Sein Wissensdrang hielt seiner sprudelnden Lebenslust stets das Gleichgewicht, und sein Umgang wirkte ebenso anregend, als bezaubernd auf seine Studiengenossen. Trotz seiner Jugend hatte er sich bereits auf gelehrten

Reisen durch Polen und Ungarn Beifall und Achtung erwerben; und sein Name war ebensosehr unter lustigen Zechern, als unter den Gelehrten der Hochschule bekannt.

Dies war der Jüngling, mit welchem ein Zufall unsern Ulrich Zwingli an jenem Tage zusammenführte. Wissensdrang und die Begeisterung für das Wahre und Große waren bei Beiden die hervorherrschenden Gefühle. Frohsinn und Biederkeit waren bei Beiden die Grundzüge des Charakters. Kraftstrotzende Gesundheit und ein reger Sinn für das sinnlich Schöne unterwarfen Beide gleich sehr den jugendlichen Wallungen der Leidenschaft. So schien es, als seien diese beiden Jünglinge berufen, dieselben Schicksale zu erleben und dieselbe Mission zu erfüllen.

Wir haben erwähnt, daß Ulrich bis zu dem Tage, an welchem er Vadians Bekanntschaft machte, ein stilles, zurückgezogenes Leben geführt hatte. Von jenem Tage an änderte sich dies. Fröhlich und sorglos, nahm er nunmehr an den Vergnügungen des neuen Freundes Theil, trank aus dem Freuden-

becher des Lebens und berauschte sich sogar; doch bewahrte ihn der unverdorbene Sinn, den er aus seinen Bergen mitgebracht, unter allen Umständen vor Entsittlichung.

So ward unser Held einer der flottesten Studenten von Wien und sein Name fast so bekannt, als der seines Freundes; und es erregte ein nicht geringes Erstaunen unter seinen akademischen Freunden, als er sich ebenso plötzlich wieder von ihnen zurückzog, als er sich ihnen angeschlossen hatte. Nur Vadian kannte die Ursache dieses wunderlichen Benehmens; der Leser soll sie nun auch erfahren.

Eines Sonntags bemerkte Ulrich in der Kirche eine Jungfrau, deren Schönheit ihn wunderbar ergriff. Die Andacht und Inbrunst, womit sie betete und der Predigt zuhörte, vollende den Zauber. Den verhängnißvollen Pfeil im Herzen, verließ unser Held die Kirche und folgte der holdseligen Jungfrau von ferne.

Nun traf es sich, daß die Schönheit der Jungfrau an demselben Morgen auch auf einen vorüberschlendernden Hofjunker Eindruck machte. Weniger

schüchtern, als der Student, näherte er sich ihr sogleich und redete sie an. Aengstlich und scheu, wie ein Reh, suchte die Jungfrau ihm auszuweichen. Die freche Zudringlichkeit des Junkers hinderte sie daran; und in ihrer Angst wandte sie sich um, gleichsam als suchte sie einen Beschützer. Ihr banger, flehender Blick traf Ulrich Zwingli, und für einen solchen Blick würde unser Akademiker gegen alle Junker der Erde in die Schranken getreten sein. Mit wenigen Sprüngen gelangte er an die Seite der Jungfrau, zog seinen akademischen Degen und würde den leichtfertigen Höfling unfehlbar durchbohrt haben, hätte dieser nicht vorgezogen, das Feld zu räumen.

Ulrich fühlte ein unbeschreibliches Entzücken nach dieser Heldenthat. Er wagte nicht, die Jungfrau anzublicken, sondern hörte mit glühenden Wangen und niedergeschlagnen Augen ihre schüchternen Dankesworte an. Und er war eben im Begriff, sich wieder zu entfernen — natürlich mit der geheimen Absicht, sie aus der Ferne zu begleiten und zu beschützen — als ein stattlicher Bürger herbeieilte, sich

als den Vater der Jungfrau zu erkennen gab und unsern Helden fast mit Gewalt in seine nahe Wohnung führte.

Vor der Thür derselben blickte er jedoch noch einmal ängstlich umher und bemerkte dann mit einem Seufzer der Erleichterung: „Die heilige Jungfrau sei gelobt, er ist fort! Säh' er, wo die Martha eintritt und wohnt, wir hätten vor ihm keine Lebensruh' mehr!“

Darauf ward Ulrich in das Wohnzimmer des Bürgers geführt und nach Stand und Namen gefragt; und der Umstand, daß er aus dem Lande der Freiheit und des Heldenmuths stammte, trug nicht wenig dazu bei, ihn, sowohl in den Augen des Vaters als in denen der Tochter, zu einer Heldenfigur zu machen. Seine persönliche Liebenswürdigkeit, sein offnes, ungeschminktes Wesen gewann ihm Beider Herzen; und als sich Ulrich nach einem fröhlichen Schmause verabschiedete, erhielt er von dem Bürger die Einladung, sein Haus fortan ganz wie ein Vaterhaus zu betrachten.

Von jenem Tage an zog sich Ulrich von den

geräuschvollen Belustigungen seiner akademischen Freunde zurück und nahm, nach Art der Verliebten, ein gedankenvolles, träumerisches Wesen an. Stundenlang schlenderte er in der schönen Umgebung von Wien umher und fast täglich besuchte er einmal sein neues „Vaterhaus.“

Martha's Mutter war schon vor vielen Jahren gestorben. Eine alte gutmüthige Verwandte des Bürgers nahm in der Familie die Stelle der Verstorbenen ein, d. h. sie leitete das Hauswesen und leistete Martha Gesellschaft.

Martha's Vater, der einen Kramladen und, gleich den meisten Bürgern von Wien, eine Trinkstube in seinem Hause hielt, zeigte sich nur selten und auf wenige Minuten im Kreise seiner Familie.

Unter solchen Umständen war wohl nichts natürlicher, als daß das jugendliche Paar, von einem romantischen Zufall zusammengeführt und dann sich selbst überlassen, in kurzer Zeit seine Zusammengehörigkeit zu fühlen begann und jenen keuschen Seelenbund schloß, welchen man „erste Liebe“ nennt. Beide gleich rein und unverdorben, gleich offen und uner-

fahren, ahnten sie die Gefahren nicht, denen sie blindlings entgegengingen, und achteten der Verhältnisse nicht, welche, wie eine unübersteigliche Scheidewand, zwischen ihnen standen. Sie vergaßen in dem unnennbar süßen Traume der Gegenwart der Zukunft und genossen in harmloser Unschuld eines Glückes, welches ihnen Niemand zu beneiden, Niemand streitig zu machen schien.

Martha's Vater, ein echter Bürger jener Zeit, jener Zeit der kraftstrotzenden Lebenslust, der Virtuosität im Zechen und einer sehr weitherzigen Moral, kümmerte sich nur sehr wenig um die Erziehung und das häusliche Leben seiner Tochter. In dem jungen, liebenswürdigen Studenten, welchen er, theils aus Dankbarkeit, theils in Folge einer augenblicklichen heitern Laune, in seinen Familienkreis eingeführt hatte, erblickte er durchaus keinen gefährlichen Umgang für seine Tochter, um so weniger, als er die letztere von seiner Verwandten bewacht wußte. Den größten Theil des Tages in seiner Taverne beschäftigt, erfuhr er auch gar nicht, wie oft Ulrich sein Haus besuchte.

Was Vadian betrifft, welchem Ulrich seinen Seelenzustand gebeichtet hatte, so dachte der, angesteckt von der Sitte der Zeit, ein wenig leichtfertig über dergleichen Verhältnisse. Er lächelte über die Innigkeit und Glut der Empfindungen des jüngern Freundes und hielt es nicht für nöthig, zu mahnen oder zu warnen.

So vergingen viele Wochen. Ulrich erwachte nicht aus dem holden Traume; er überließ es dem Schicksal, ihn aufzuwecken.

Eines Abends, als er, im Vorgefühle seliger Stunden schwelgend, sich dem Hause näherte, welches den Schatz seines Herzens barg, bemerkte er, aufblickend, daß das Gemach, welches als Familienzimmer diente, ungewöhnlich hell erleuchtet war. Er stand eine Weile still, und eine dunkle, schreckliche Ahnung durchzuckte ihn. Gleich darauf aber lachte er dieser Ahnung, ging weiter, öffnete die Thür und schritt getrosten Muthes durch den ihm wohlbekannten Flur dem Familienzimmer zu. Arglos trat er ein, und wie in eine Bildsäule verwandelt blieb er

stehn bei der Thür und starrte auf das unerklärliche Schauspiel, welches seinen Augen sich darbot.

An dem mit Wein und duftigen Speisen besetzten Tische sah er zwischen Martha und ihrem Vater, in prächtigem Hofkleide, den Junker sitzen, denselben Junker, von dessen frecher Zudringlichkeit er die Jungfrau ehedem befreit hatte!

Mit starrem Blick, lautlos, bewegungslos, wie versteinert, stand er da und glaubte der Spielball einer höllischen Gaukelei zu sein. Erst als er Martha einen Schrei ausstoßen hörte und als er sah, wie der Bürger in großer Verlegenheit bald auf ihn, bald auf den Junker blickte, gelangte er zu der vernichtenden Ueberzeugung, daß er einer schrecklichen Wirklichkeit gegenüberstand. Unwillkürlich fuhr er mit der Hand nach dem Degen; darauf, sich beherrschend, drehte er sich mit einem Rucke herum und verließ das Gemach.

Langsam, fast taumelnd, durchschritt er den Flur. Er mußte sich anhalten — seine Sinne drohten zu schwinden. Und wieder stieg der Gedanke in ihm auf, daß er durch einen Zauber geäfft worden. Sein

schlichter Sinn konnt' es ja nicht fassen, was er gesehn. Schon war er im Begriff, wieder umzukehren; eine vage Hoffnung, durch seine Rückkehr den bösen Zauber zu verscheuchen, durchbebte ihn — da fühlte er sich am Arme erfaßt. „Kommt“ — sprach Martha's Vater — „ich will Euch Aufklärung geben. Ich hab's ja der Martha versprochen, daß ich Euch sagen will, wie Alles gekommen.“

Ohne Widerstand ließ sich Ulrich in die Weinstube führen, die an jenem Abende von Gästen nicht besucht war. Düstern Blicks nahm er neben dem Bürger an einem Tische Platz; und der Letztere begann: „Seht, mir war's schon Recht, daß Ihr den Junker der Martha vom Leibe gehalten. Denn ich kenn' das sündhaft lüderliche Volk — die Höflinge. Und ich hab' wahrhaftig gehofft, er würd' nicht ausfindig machen, wohin das Vöglein geflogen und würd's in Ruhe lassen. Hat's aber doch aufgespürt, der verdeichselte Junker, und ich hab' halt gute Miene machen müssen zum bösen Spiel.“

„Müssen?“ — fragte der Jüngling mit einem Blicke unbeschreiblicher Verachtung.

Der Bürger stand auf, ging in die anstoßende Kammer und kehrte bald darauf mit zwei Bechern und einem mit Wein gefüllten Kruge zurück. „Wir müssen's halt ruhig und vernünftig besprechen“ — begann er, nachdem er die Becher gefüllt. — „Ihr werdet schon hören, wie Alles ganz natürlich gegangen.“ — Er that einen Zug aus seinem Becher und fuhr dann fort: „Schon vor etlichen Tagen kam der Junker mit dreien seines Standes hier in diese Weinstub'. Sie zechten wacker, bezahlten in gutem Gold' und gingen dann fort. Gestern kamen sie wieder und thaten desgleichen; und ich hab bei Gott und allen Heiligen keine Ahnung gehabt, daß einer von ihnen es auf die Martha gemünzt hatt'. Nun seht, heut Abend kam er allein. Er bestellt' einen Krug vom Besten, legt ein Goldstück auf den Tisch und zog mich neben sich nieder auf die Bank. „„Ihr habt ein fein Töchterlein““ — hob er an. — „„Ich hab's vor einem Monat einmal auf der Straße begegnet; auch hab ich's angesprochen und, ohne daß ich's wollt', in großen Schrecken gesetzt. Ein wilder Student ist mir dazwischen gekommen, sonst hätt ich

Euer Töchterlein, wie's einem Edelmann ansteht, um Verzeihung gebeten. Nun, aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Und da Ihr heut gerade keine Weingäst' zu besorgen habt, so bitt' ich Euch inständigst, mich noch an diesem Abend der schönen Martha vorzustellen, auf daß ich meine Entschuldigung vortragen kann.““ — Nun, seht Ihr, Herr Studiosus, das sind seine Wort' auf's Haar, und ich will sterben, wenn ich ein Wörtel davongelassen oder zugelogen hab.

Ich ging also zur Martha und sagt' ihr Alles. Anfänglich ging's heiß her mit Worten und Thränen; sie wollte den Junker nicht sehn. Nachhero aber sah sie wohl ein, daß ich gegen den Junker nicht unhöflich sein konnt', und gab nach. Ich mußt' ihr nur versprechen, daß ich Euch Alles erklären wollt'.“

Der Bürger hielt inne und schaute den Studenten forschend an. Der aber leerte seinen Becher mit einem Zuge, sprang auf und sprach: „Ein eidgenössischer Bürger an Eurer Stelle würde den Junker in's Gesicht geschlagen und aus seinem Hause geworfen haben!“

Der Bürger ergriff den Entrüsteten am Arm und hielt ihn zurück. „Ich bitt' Euch inständigst, nehmt doch ein klein Bissel Vernunft an“ — sprach er, begütigend. — „Ich will schon gern glauben, daß Ihr in Euren Bergen die Edelleut' nicht fürchtet. Wir aber dürfen sie nicht reizen, nicht bös' machen. Zum Ersten verdienen wir halt ein gut Stück Geld an ihnen; denn sie werfen's in Haufen umher. Zum Andern aber müßt Ihr wissen, daß, wenn ein Bürger sein Leben liebt, er die Junker und Hofleut' nicht beleidigen darf. Ich hab' ein erschrecklich Exempel an meinem Nachbar erschaut. Der war reich und stolz und hatt' ein wunderlieblich Töchterlein, liebreizender noch, als die Martha. Wehrte den Edelleuten die Thür zu seinem Töchterlein und hat's gehütet viele Jahre. Eines Morgens aber fand man des stolzen Bürgers Leichnam in der Straß', kalt und starr. Und hat kein Hahn über die Mordgeschichte gekräht.“

Während hierauf der Bürger, um sich von der Anstrengung des Sprechens zu erholen, seinen Becher an die Lippen setzte, sprang Ulrich Zwingli mit zorn-

sprühendem Auge in die Höh', stieß den Tisch bei Seite und stürzte, ohne ein Wort zu sprechen, aus der Trinkstube. Er rannte, einem Wahnsinnigen gleich, durch den Flur auf die Straße. Dort stand er still und schöpfte Athem. Er war bis in alle Lebenstiefen erschüttert, nicht so sehr von der tiefen Unsittlichkeit der von dem Bürger geschilderten Zustände, als von der entsetzlichen Gefahr, welche er gegen Martha heraufziehen sah. Und von allen in seinem Kopfe wild durch einander stürmenden Gedanken hielt er nur den einen fest, sie zu befrei'n, zu retten um jeden Preis.

„Er muß sterben!“ — sprach er in dumpfem Tone, während er nach den erleuchteten Fenster hinaufschaute; und dieser Entschluß gab ihm seine Fassung wieder. In seinem Vaterlande galt es für rühmlich, selbst um den Preis eines Menschenlebens die Unschuld zu schirmen.

Gefaßt und entschlossen, schritt er auf und nieder vor dem Hause des Bürgers, nicht achtend des Sturmes, welcher durch die Straße brauste und ihm den Regen in's Gesicht peitschte, nicht achtend des Lär-

mes heimkehrender Zechergesellen. Plötzlich stand er still vor der Thür. Ein entsetzlicher Gedanke durchzuckte ihn: Wie, wenn der freche, übermüthige Wüstling, die Feigheit des Bürgers und Martha's hilflose Lage nützend — Er vermochte den Gedanken nicht auszudenken. Die Thür ward geöffnet, und vor ihm stand der Junker.

„Ziehet!“ — rief Ulrich, seinen Degen entblößend — „Gott im Himmel wird unser Kampfrichter sein!“

Der Junker schien auf einen Angriff vorbereitet zu sein; denn während Ulrich noch sprach, führte er blitzschnell einen Streich gegen ihn. Ein wüthender Kampf begann in der Finsterniß der Nacht, welche die Fechtenden hinderte, einander zu sehn. Hageldicht fielen die Streiche. In Augenblicken, wo das Brausen des Sturmes nachließ, und das Geklirr der Schwerter schwieg, hörte man das Keuchen des Junkers, dessen Kräfte zu schwinden drohten.

„Verfluchter Bauer, stirb!“ — rief der Junker, seine letzten Kräfte zu einem wüthenden Streiche verwendend. Fast im nämlichen Augenblicke öffnete

sich die Thür und mit einer Fackel in der Hand erschien der entsetzte Bürger auf dem Kampfplatz. Sein Ausruf: „Heilige Mutter Gottes!“ — ward von einem Wuthschreie des Junkers übertönt, dessen Degen klirrend zu Boden fiel.

„Wollt Ihr schwören, daß Ihr das Haus dieses Mannes nie wieder betreten werdet?“ — fragte Ulrich den Entwaffneten.

„Nie und nimmer mehr!“ — rief der Junker, indem er versuchte sich seines Degens wieder zu bemächtigen.

Ulrich war im Begriff, einen tödtlichen Streich gegen ihn zu führen, da sprang plötzlich der Bürger dazwischen. „Halt!“ — rief er, den Junker mit seinem Leibe deckend. — „Ich hab' hier auch ein Wörtel d'rein zu reden. Der gnädigste Junker ist willkommen in meinem Hauſ'; Ihr aber, der Ihr ein Raufbold und Wütherich seid und den Leuten nächtlichen Hinterhalt legt, Ihr könnt' halt nicht mehr mein Hausfreund sein. Ihr würd't mir Hab und Gut und's Leben in Gefahr bringen.“

Ulrich stand eine Weile, wie vernichtet, vor dem

Bürger. Darauf steckte er seinen Degen in die Scheide und sprach mit unbeschreiblichem Hohn: „Nun, wenn Ihr handelseinig seid, so hab' ich nichts weiter zu sagen, als daß ich durch Euch gelernt habe, die Tugend und Ehrbarkeit der deutschen Bürger zu schätzen!"

Er ging hinweg, durch die Erlebnisse dieser einen Stunde zum Manne geworden, mit männlicher Entsagung im Herzen, mit ernüchtertem, auf seinen Beruf, auf sein Lebensziel gerichtetem Geiste.

Des andern Tages aber nahm er Abschied von Vadian, der sich vergeblich bemühte, ihn zurückzuhalten, und verließ Wien, indem er aus der deutschen Stadt außer den Spitzfindigkeiten der scholastischen Weisheit noch eine große, ernste Lehre aus der Schule des Lebens mit sich nahm.

Sechstes Kapitel.

In der Heimath.

Ulrichs plötzliche Rückkehr überraschte die Seinigen nicht. Sein Oheim, der Decan, hatte ja schon bei seiner Abreise erklärt, daß ein zweijähriges Studium in Wien genügen würde, den Jüngling in den Besitz der scholastischen Weisheit zu setzen. Als er daher eines Abends in die große Familienstube trat, wo sein Vater eben im Kreise seiner Söhne und Knechte das Nachtmahl genoß, wurde er ohne Erstaunen und neugierige Fragen begrüßt.

„Da bin ich wieder!“ — sagte er, dem Vater die Hand reichend.

„Gott grüß Dich!“ — antwortete der Ammann, indem er einen schnellen prüfenden Blick über die

Gestalt des Jünglings warf. — „Seh', Du bist gesund. Wir sind's auch. Nur die Großmutter ist gestorben."

Ulrich begrüßte sodann seine Mutter und seine Brüder, wobei er zu seinem Erstaunen bemerkte, daß der älteste der Brüder, Rudi, ihm mit auffallender Zurückhaltung begegnete.

Nachdem er seinen Hunger gestillt hatte, erzählte er von dem Leben und Treiben in Wien und von seiner Heimreise. Der Ammann hörte ihm aufwerksam zu, doch machte er keine Bemerkung. Ueberhaupt drängte sich noch im Laufe dieses Abends dem Heimgekehrten die Ueberzeugung auf, daß mit seinem Vater eine große Veränderung vorgegangen: Verschwunden war sein freier, offener Blick; seine Züge trugen den Ausdruck eines tiefen Grams.

Bevor Ulrich zu Bett ging, suchte er Rudi auf, der bald nach dem Essen den Familienkreis verlassen hatte. „Rudi" — sprach er mit der ihm angebornen Offenheit — „ich kann nicht schlafen gehn, bevor ich weiß, was Du gegen mich hast, und was mit dem Vater vorgegangen."

„Ich hab' gar nichts gegen Dich" — versetzte Rudi in barschem Tone — „und was den Vater angeht, so ist er nicht der Mann, seinen Kindern seine geheimen Gedanken zu verrathen. Doch frag' ihn nur selber; vielleicht, daß er bei Dir eine Ausnahme macht."

Trotz seiner Müdigkeit verlebte Ulrich eine halb schlaflose Nacht. In seiner Brust war eine Art von Schuldbewußtsein erwacht. Das kühle Benehmen seines Bruders und die Veränderung, die mit dem Vater vorgegangen, brachte er mit seinem Leben und Treiben in Wien in Verbindung, und er mußte sich eingestehn, daß seine Aufführung mit den strengen Grundsätzen seines Vaters nicht im Einklang stand. Indeß sein redlicher, offner Charakter fand am Ende das geeignetste Mittel, sich dieses peinlichen Gefühls zu entledigen. Er beschloß, seinem Vater gleich am nächsten Morgen ein aufrichtiges Bekenntniß abzulegen, und durch diesen Entschluß beruhigt, schlief er ein.

Am nächsten Morgen ward er von einer starken Hand aus dem Schlafe aufgerüttelt. Die Augen

aufschlagend, erblickte er den Ammann, der auf einer Bank neben seinem Bette saß.

„Wach' auf, Ulrich“ — sprach der Ammann. — „Wollen dem Oheim in Wesen einen Besuch machen und uns mit ihm über Deine Zukunft berathen.“

„Gleich, Vater“ — versetzte Ulrich, sich aufrichtend. — „Zuvor aber bitt' ich Dich, höre mich an. Ich hab' Dir eine Sünde zu beichten.“

„Auch Du?“ — rief der Ammann, indem er dem Jüngling mit düster'm Blick in's Gesicht schaute. — „Nun so rede, rede!“ — fügte er im Tone der Angst hinzu.

Ulrich erzählte nun mit seiner unerschütterlichen Offenheit die Geschichte und den Ausgang seiner Jugendliebe. Und während er sprach, las der Vater mit durchbohrendem Auge in des Sohnes ehrlichem Gesicht. Am Ende aber, als Ulrich schwieg und mit gesenktem Haupte auf das Urtheil des Vaters wartete, sprach der Ammann, tief aufathmend: „Von Deiner Sünd' wird Dich der Decan absolviren. Im Uebrigen hast Du wie ein redlicher Eidgenoß gehandelt.“

Ulrich blickte den Vater mit glänzendem Auge an. Wenn ein Cardinal oder der Papst selber über ihm zu Gericht gesessen hätte, er würde deren Urtheil kaum für so untrüglich, als dasjenige seines Vaters, gehalten haben.

„Ich bin auch nicht nur mit Freude, sondern auch mit Stolz in unsre Berge zurückgekehrt" — sprach er mit tiefer Bewegung — „denn in meinem Vaterlande würde kein Bürger so feig und ehrlos handeln, als der Bürger in Wien."

Des Ammanns Miene verdüsterte sich wieder. „Daß sich Gott Deines unglücklichen Vaterlands erbarme!" — rief er mit dumpfer Stimme. — „Die alte, weltberühmte Ehre der Eidgenossen ist befleckt durch Schandbuben, die Gott verdammen mög'!"

Ulrich blickte mit Erstaunen in die finstre Miene des Ammanns. Der aber schlug die Augen nieder und fuhr nach kurzer Pause fort: „Ist eine lange Geschicht'. Will sie Dir aber erzählen, so schwer mir's fällt. Mußt wissen, wie das Volk der Eidgenossen um seinen Ruhm und seinen guten Namen gekommen.

Hatten die Franzosen bald nach dem Schwabenkrieg sich Mailands bemächtigt und den Herzog Ludwig Sforza verjagt. Schrieb der Herzog an die Tagherrn und bat um Hilfe. Strömten ihm auch sogleich etliche tausend eidgenössische Krieger zu, so daß der Herzog im Februar des Jahres 1500 seinen Einzug in Mailand halten konnt'. — War aber der Franzose auch nicht müßig. Schickte Gesandte an die Tagherrn und zog einer der Gesandten, der Landvogt von Dijon, im ganzen Schweizerlande umher, Versprechungen und Kronen austheilend, und brachte durch solcherlei Mittel in wenig Tagen mehr eidgenössische Krieger zusammen, als jemals zu Felde gezogen. Denn die Söhne unsrer Väter sind Sklaven des Geldes geworden!"

Er hielt eine Weile, ohne den Blick zu erheben, inne. Darauf fuhr er, seinen Unmuth bezwingend, fort: „Rückten die Franzosen nun gen Novara vor, wo der Herzog stand. Standen Eidgenossen ihren Brüdern, Vätern, Söhnen feindselig gegenüber, sollten Bruderblut vergießen für schnödes Geld. Kam aber nicht zum Kampfe just wegen des

Geldes und wegen der Treulosigkeit eidgenössischer Krieger!“

Wieder hielt er inne, während seine Züge den Schmerz verriethen, welchen ihm die Erzählung verursachte.

„Die Eidgenossen im Heere des Herzogs“ — fuhr er dann fort — „sahen die Ueberzahl des Feindes, fürchteten für ihren Sold, für den Fall einer Niederlage, hielten Zusammenkünfte mit den feindlichen Hauptleuten, verlangten dann ihren Sold und drohten mit Aufruhr. Der Herzog, in höchster Noth, vertheilte Geld und Silbergeschirr und beschwor sie mit Thränen in den Augen, ihn in seiner Bedrängniß nicht zu verlassen. Ließ dann das Heer ausrücken und war auch schon mit seiner Reiterei an den Feind gekommen; da weigerten sich die Eidgenossen zu kämpfen, kehrten in die Stadt zurück und überließen ihn seinem Geschick!“

„Pfui!“ — rief Ulrich mit vor Zorn flammenden Augen.

„Mußt nicht jetzt schon Pfui! schrei'n“ — sagte der Ammann mit einer tief aus dem Herzen quellen-

den Bitrerkeit — „wirst sonst am Ende kein Wort finden, so sich der Schandthat gebührt, die folgt. — Weigerten sich also die Eidgenossen im Heere des Herzogs zu kämpfen, verließen das Schlachtfeld und ihn in der Noth. Traten darauf in Unterhandlung mit den Franzosen, ohne des Herzogs Wissen und Willen, und erhielten freien Abzug für sich. Die Bitten und Thränen des Verrathenen bewirkten nur das Eine, daß ihm gestattet ward, in der Tracht eines gemeinen Kriegers mit abzuziehn. — Am Morgen des nächsten Tags ward zur Sammlung geschlagen. Als gemeiner Krieger verkleidet, eine Hellebarde in der Hand, trat der Herzog in die Reihen der abziehenden Eidgenossen. Der Zug bewegte sich hinaus zum Thor' durch eine lange unübersehbare Gasse von französischen Kriegern.

War auch der Herzog just am äußersten Ende der Schlachtordnung angelangt; noch hundert Schritt oder zwei, und er wär' gerettet gewesen. Da sprengte der Landvogt von Dijon durch die Reihen und rief: „„Wo ist der Herzog? Hundert Kronen dem, so mir ihn zeigt!““

Ulrichs Auge hing mit dem Ausdruck peinlicher Spannung an des Ammann Munde. Der aber fuhr, diesen Blick bemerkend, fort: „Meinst, es hab' sich Niemand gefunden, bereit zu solcher Schandthat? — Wirst gleich hören! — War Einer aus Uri, Namens Turmann, der ging hinter dem Herzog. Hätt' für hundert Kronen seine Seel' dem Satan verkauft. Wagt' aber nicht zu sprechen, der Judas; sondern wie er des Landvogts Auge auf sich gerichtet sah, zeigt' er mit dem Finger auf den Herzog!"

Ulrich, der aufgerichtet im Bett saß, bedeckte mit beiden Händen sein vor Zorn und Scham glühendes Gesicht.

„Aus der Mitte eidgenössischer Krieger ward der Herzog herausgerissen und nach Frankreich geschleppt und so ward der uralte Ruhm eidgenössischer Treue und Ehre schmählich und auf ewig befleckt! — Kehrten unsre Krieger mit vielem Geld und unvertilgbarer Schand' aus dem Feldzuge heim!"

Es entstand eine Pause peinlichen Schweigens. Darauf entfernte Ulrich die Hände von seinem Gesicht und blickte den Ammann fragend an. Der aber

sprach: „Seh' Dir an, willst wissen, was den Ehrlosen geschah. — War das ganze Land mit Unwillen und Trauer erfüllt. Ward auch von den Tagherrn strenge Untersuchung und Bestrafung der Schuldigen beschlossen und den Obrigkeiten befohlen. Konnte der Schandbub' nicht ohne Willen und Wissen Andrer gehandelt haben. Hofft' Alles, die Schmach würd' abgewaschen werden im Blut' der Schuldigen. War aber eitel die Hoffnung. Beziehen ja die Obrigkeiten fremde Jahrgelder und Pensionen. Sind selber schuldig des Verraths und müssen glimpflich umgehn mit Verräthern! — Und nun sag, Ulrich, bist noch stolz auf Dein Vaterland?"

Ulrich antwortete nicht gleich. Hätt' er der Stimme seines Herzens geherchen wollen, so würde er unbedenklich „Ja" gesagt haben. Doch der schweren Anklage und der Entrüstung des Ammanns gegenüber wagt' er das nicht. Nach kurzem Besinnen aber sprach er: „Ich denk', Vater, was ein abscheulicher Bub' gethan, kann nicht ein ganzes Volk beschimpfen. Und wenn auch die Obrigkeiten der Städte von den Lastern der Neuzeit angesteckt sind;

in den Ländern und zumal in den Bergen, Vater, wollt' ich schwören, daß die alte eidgenössische Tugend noch nicht ausgestorben ist, daß sie sich dort fortpflanzt vom Vater auf den Sohn!"

Das Gesicht des Ammanns ward todtenbleich. Ein innerer Kampf spiegelte sich in seinen Zügen ab. Darauf ließ er seine Rechte schwer auf die Schulter des Sohnes fallen und sprach: „Würdest falsch schwören, sag' ich Dir! Findest im ganzen Lande keine Familie mehr von unbefleckter Ehre!"

Ulrich erschrak, noch mehr vor dem Gesichtsausdrucke seines Vaters, als vor seinen Worten. „Nicht eine Familie mehr im ganzen Lande?" — wiederholte er, staunend.

„Nicht eine, auch die unsrige nicht!" — sagte der Ammann in dumpfem Tone. — „Will Dir erzählen, warum. — Machte vergangnes Jahr einen Besuch bei dem Decan in Wesen. Nahm den Rudi, Deinen Bruder, mit. Hatt' schon lange bemerkt, daß dem Rudi was fehlt'. Sang nicht mehr auf der Alpwies' und that Alles mit Verdruß, schien als

ob eine Krankheit in ihm steckt'. Nahm ihn also mit, der Zerstreuung wegen.

Sitze des Nachmittags mit dem Decan auf der Bank vor dem Pfarrhaus'; da gesellt sich ein Wesener Bürger zu uns und erzählt, daß ein Werber der Franzosen am Orte sei. Fahr' zusammen auf der Bank, als ich das hör', und frag' nach dem Rudi. — Der Rudi ist nirgends zu finden!

Hab' vordem nie in meinem Leben gezittert. Aber wie ich mich jetzt erhob' von der Bank, fühl' ich mich schwach und zittre. Raff' mich jedennoch zusammen und bitt' den Bürger, mich nach der Herberg' des Werbers zu geleiten."

Der Ammann hielt inne. Man sah ihm an, wie tief ihn die Erinnerung an jene Scene erschütterte. Bleich und mit zitternder Stimme fuhr er dann fort: „Trat' in die Herberg' und seh' den Rudi bei'm Weibel am Tische sitzen. Reichen gerade einander die Hand, wie ich eintrat'.

Steh', wie vom Schlag' gerührt, bei der Thür und kann nicht von der Stell'. Bring' nur das einzige Wörtel „Rudi" über die Lippen. Und wie der

Rudi seinen Namen hört, schaut er sich um, läßt die Hand des Weibels fahren und ein Goldstück auf den Tisch fallen. Und springt auf mit entsetzter Mien' und stürzt an mir vorüber, zur Thür hinaus.

Weiß nicht, wie ich aus der Herberge gekommen; weiß auch kaum, wie ich nach Wildhaus gekommen. War wie neblig; hielt aber doch im Nebel den Gedanken fest: Dein Sohn ein Reislaufer!"

Seine Stimme war zum Flüstertone herabgesunken. Seine Züge drückten den höchsten Gram und die tiefste Zerknirschung aus. In seinen Augen standen Thränen.

Ulrich aber ward von diesem Anblick so tief erschüttert, daß er sein Gesicht wieder mit den Händen bedeckte.

„Hab' vordem — Du warst noch ein kleiner Bub' — in der Gemeind' den Antrag gestellt, das Reislaufen, gleich Mord und Raub, mit dem Tod' zu bestrafen" — fuhr der Ammann in dem vorigen gedämpften Tone fort. — „Gab mir Einer zur Antwort: Wenn Deine Söhn' groß wären, würdest solchen Antrag nicht stellen; kann keiner für seine Kin-

der stehn! — Gerieth in Wuth ob solcher Antwort und vermaß mich hoch und theuer, daß Keiner meines Namens und Stammes aus der Art schlagen würde! — Steh' nun itzt als Großsprecher vor der Gemeind', kann Keinem mehr fest in's Auge sehn, kann nicht mehr hohe Worte führen, nicht mehr tadeln, ermahnen, warnen. Würden mir in's Antlitz lachen. Bin ein entehrter Mann!"

Nach diesen Worten, die er mit wildem Schmerze herausgestoßen, sprang er auf und war im Begriff die Kammer zu verlassen. Da erfaßte ihn Ulrich am Rock und sprach mit vor Rührung zitternder Stimme: „Wenn der Rudi hat straucheln wollen, Vater, so hat Deine warnende Stimme genügt, ihn aufrecht zu erhalten. Und wenn alle Jünglinge des Landes auf die warnende Stimme ihrer Väter hörten und wenn alle Väter des Landes zur rechten Stunde ihre warnende Stimme laut werden ließen, dann wär' ja dem Lande geholfen, Vater!"

Die Miene des Ammanns erhellte sich. Die Freisprechung aus dem Munde des Sohnes wirkte

wie ein köstlicher Balsam auf die Wunde seiner Seele.

„Ulrich“ — sprach er feierlich, indem er seine Rechte auf das gelockte Haupt des Jünglings legte. — „Dein Trosteswort lindert meinen Schmerz, kann ihn aber doch nicht ganz stillen, haftet doch immer ein Fleck auf unserm Namen. Willst ihn abwaschen, Ulrich?“

Des Jünglings Wangen erglühten, und aus seinen Augen strahlte ein wundersamer Glanz. Nicht sein Mund, wohl aber sein Blick, gab Antwort auf die Frage des Vaters.

„Gott hat Dir wundersame Gaben verliehn, Ulrich“ — fuhr der Ammann mit zärtlichem Blicke fort. — „Der Decan in Wesen spricht, Du werd'st eine Zierd' des geistlichen Standes werden. Ich aber bitt' Dich: Werd' auch eine Zierd' des Landes und des Volks! — Bleibst auch als Geistlicher noch ein Bürger des Staat's. Darum lehr' und predig' neben Frömmigkeit auch Bürgertugend. Erheb' Deine Stimm' furchtlos gegen die Laster der Zeit,

mahn' die Obrigkeiten an ihre Eid' und Pflichten, erweck' in den Herzen der Jugend den alten, heil'gen Sinn für Unabhängigkeit und Ehr'. Dann wirst Dein Vaterland retten, wie vordem Bruder Claus. Will dann mein Haupt wieder erheben, dem Rudi verzeihn und Gott danken, daß er mir so viel' Söhne gegeben!"

„Amen!" — sprach eine sanfte, aber feierliche Stimme. — Es war diejenige des Decans, welcher leise und unbemerkt die Kammer betreten hatte. — „Nun, das ist schier ein halbes Wunder von herrlicher Vorbedeutung, daß ich Dich hier treff', Ulrich" — fuhr er nach herzlicher Begrüßung fort. — „Ich hatt' erfahren, daß in Basel an der Martins-Schul' eine Lehrstell' vacant geworden, und meine dort'gen Freund' gebeten, sie meines Brudes Sohn' zu geben. Und sieh', gestern schreiben sie mir, daß meine Bitt' erfüllt worden. Bin also spornstreichs hergekomm', um dem Bruder die freud'ge Kund' zu bringen, auf daß er Dich gleich abruf' aus Wien. Und da treff' ich Dich schon hier. — Nun, der gute Gott sorgt wundersam väterlich für Dich, Ulrich. Bist erst acht-

zehn Jahr und schon im Amt! Und kannst in Basel Deine Studien fortsetzen und Deine Bildung vollenden."

Inzwischen war Ulrich schon aus dem Bett gesprungen und kleidete sich an. Der Decan aber zog den Ammann zur Kammer hinaus und sprach draußen mit glänzendem Auge: „Heb' Dein Haupt in die Höh', Bruder; der Ulrich wird Dir hundert Mal so viel Freude machen, als Dich der Rudi betrübt hat!"

Siebentes Kapitel.

Basel.

Basel genoß von allen eidgenössischen Städten allein das Glück, Lehrer aller Wissenschaften in seinen Mauern zu haben. Im Jahre 1460 hatte der feingebildete Aeneas Sylvius, nach seiner Erhebung zur päpstlichen Würde, der Stadt die Erlaubniß zur Gründung einer Universität verliehn. Seitdem hatten sich zahllose Gelehrte in der reizenden Gegend eingefunden. Die Stadt war der Zufluchtsort edler, verfolgter Männer geworden. Mehrere Druckereien verbreiteten von Basel aus das schöne, wohlthätige Licht der Wissenschaft und Wahrheit.

Mit pochendem Herzen, von Wissensdrang und guten Vorsätzen erfüllt, gelangte Ulrich in diese be=

rühmte, ihm schon bekannte Stadt. Schon bekannt waren ihm die von Schmelzglas schimmernden Dächer, die kleinen hölzernen Häuser, an deren Vorderseiten meist heilige Geschichten abgebildet waren, die engen, aber reinlichen Gassen, in denen Wagen und Pflüge standen.

Seit er Basel verlassen, hatte er Wien gesehn; und er hätte zugestehn müssen, daß Wien viel schöner und prächtiger, als Basel, sei. Und gleichwohl schwellte ein patriotischer Stolz seine Brust, als er jetzt an einem reizenden Herbstabende nach Basel zurückkehrte. Die angesehensten Bürger und Regierungsmitglieder saßen vor ihren Wohnungen, grüßten die Vorübergehenden, hörten die Klagen Einzelner an und ertheilten Rath. Auf den freien Plätzen aber übte die versammelte Jugend ihre Kraft und Behändigkeit mit Ringen, Wettlaufen und andern Spielen. Ulrich fühlte sich wie angeweht von dem alten republikanischen Geiste seines Volkes!

In wenigen Wochen war er vertraut mit den Pflichten seiner neuen Stellung; und da die Erfüllung derselben seine Zeit nicht ausfüllte, seinem

brennenden Eifer nicht genügte, so fuhr er fort, während er lehrte, zu lernen. Er vertiefte sich in das Studium der alten Sprachen, er las den Horaz, den Sallust, den Seneca, den Plato; und während er durch dieses Studium seine Kenntnisse und Anschauungen erweiterte, seine Bildung vollendete, entzündeten die großen Beispiele der Heroen des Alterthums in seiner Seele die Liebe zur Wahrheit und das Verlangen, ihr zum Siege über Irrthümer und Heuchelei zu verhelfen.

Die liebenswürdigen, gewinnenden Eigenschaften seiner Persönlichkeit, verbunden mit seinem ernsten und edlen Streben, konnten nicht verfehlen, anziehend und fesselnd auf seine Umgebung zu wirken. Auch begünstigte ihn das Glück, insofern er bald in den ersten Monaten seiner Anwesenheit in Basel mit zwei jungen Männern zusammentraf, welche, ebenso begabt und ebenso aufstrebend, als er, seiner Hingebung und Freundschaft in jeder Hinsicht würdig waren.

Wolfgang Capito (Köpflin) und Leo Judä, beide aus dem Elsaß, der erstere von lebhaftem Tempera-

ment, ein kühner, stürmischer Charakter, der andre still, sanft melancholisch, fühlten sich beide unwiderstehlich zu dem liebenswürdigen und talentvollen Sohne der Berge hingezogen. Ein vertrauterer Umgang mit ihm bildete die gegenseitige Zuneigung schnell zur Freundschaft aus. Die drei jungen Männer durchwandelten vereint die Wüste der Scholastik, drangen vereint immer tiefer in das Gebiet der Wissenschaft ein und erheiterten dies ernste Leben durch musikalische Uebungen.

Ulrich schien für die Tonkunst geboren. Er spielte verschiedene Instrumente mit Meisterschaft und betrachtete die Musik nicht blos für ein angenehmes Mittel der Erholung, sondern für eine anregende und veredelnde Kunst. Nie war er liebenswürdiger, heiterer, glücklicher, als wenn er im Verein mit den beiden Freunden musikalische Uebungen hielt.

So waren zwei Jahre vergangen, als Thomas Wittenbach aus Tübingen nach Basel kam, um theologische Vorlesungen zu halten. Auch die drei Freunde besuchten diese Vorlesungen und fühlten sich

sogleich wundersam angeweht von dem Geiste, der des Mannes Lehren und Grundsätze durchdrang.

Der Form nach hielt sich wohl auch Wittenbach noch an das alte scholastische System. Allein unwillkürlich führte er seine Zuhörer aus den Sandsteppen scholastischer Begriffsdüftelei auf die fruchtbaren Auen altchristlicher Wahrheit und hauchte dadurch der Gottesgelehrtheit ein eigenthümliches, erfrischendes Leben ein.

Ulrich labte sich an diesen Lehren, wie der halb Erdürstete an einem frischen Tranke. Wie eine Binde fiel es von seinen Augen. Sein dunkler Drang entwickelte sich zum Bewußtsein. Er faßte den Vorsatz, gleich Thomas Wittenbach, ein Lehrer des lebendigen Wortes zu werden!

Die Saat, welche der Professor in sein Herz gestreut und die so schnell aufgeschossen war, wucherte und gedieh, als Ulrich das Glück hatte, einen engern Umgang mit Wittenbach anzuknüpfen. Der scharfblickende Greis, der die herrlichen Gaben des jungen Mannes sehr bald schätzen lernte, äußerte sich im vertraulichen Gespräch noch klarer und rückhalts-

loser, als auf dem Katheder. „In dem alten, heil'-gen Gesetzbuche der Christen findest Du am sichersten die Grundsätze der ew'gen Wahrheit“ — so äußerte er sich eines Tages — „in den Büchern unsrer neueren Gottesgelehrten meist nur Spitzfindigkeiten und menschliche Erfindungen, welche vor der unbe-fangenen Prüfung sich auflösen, verschwinden, wie ein Traum.“

Diese Worten bewirkten bei Zwingli und seinen Freunden, was ähnliche Worte bei Luther und Cal-vin bewirkten — sie spornten sie an zu einem eifrigen Studium der heiligen Schrift und verliehen ihnen den Muth zur Selbstprüfung und Forschung.

Inzwischen war Ulrich in Folge seiner Leistungen als Lehrer und besonders wegen seiner glänzenden und gediegenen Kenntnisse eine so hervorragende Persönlichkeit geworden, daß ihn die Universität zum Magister der freien Künste ernannte. Es hatte diese Würde zwar schon nicht mehr die hohe Bedeu-tung von ehedem — insofern die Universitäten schon anfingen, eine Art Handel damit zu treiben — im-merhin aber war sie dem Gelehrten nothwendig,

wenn er einiges Ansehn bei der gelehrten Welt genießen wollte.

Während Ulrich aber lehrte, lernte und durch seine Kenntnisse sich auszeichnete, fühlte er sich doch auch mit unwiderstehlicher Gewalt zum Verkehr mit der bürgerlichen Gesellschaft und zur Theilnahme an den politischen Angelegenheiten seines Landes hingezogen. Einerseits sein praktischer Sinn, andrerseits aber seine gemüthvolle, heitre Natur drängten ihn dazu, sich an den Dingen des öffentlichen Lebens, an Freud' und Leid seiner Mitbürger zu betheiligen. Er fühlte sich jetzt schon als Bürger des Staates und, weit entfernt von der düstern, ascetischen Weltanschauung, welche Luthers Jugend charakterisirt, hegte und befestigte er in sich die Ueberzeugung, daß christliche Tugend und Lebenslust recht wohl neben einander bestehen könnten. Seine persönliche Liebenswürdigkeit gewann ihm denn auch in kurzer Zeit die Gunst und Zuneigung vieler Bürger, und es verging fast nie eine Festlichkeit in Basel ohne die Anwesenheit des Magisters Zwingli.

Seine beiden Freunde theilten diese Hinneigung

zum öffentlichen Leben nicht. Sie waren Deutsche! Es fehlte ihnen der praktische, republikanische Sinn. Während Capito sich abquälte, die höchsten und tiefsten Wahrheiten zu erforschen und die furchtbarsten Seelenkämpfe durchlebte, übte Leo Judä jene stille, entsagungsvolle Frömmigkeit, welche in ihrem dunklen Drange fast immer den rechten Weg findet und ebensowenig große Triumphe, als große Niederlagen erlebt.

Es konnte nicht fehlen, daß diese verschiedenartigen Gemüthszustände und Geistesrichtungen zuweilen zu kleinen Reibungen unter den drei Freunden führten. Indem ein jeder seine Lebensanschauung und seine Grundsätze zu rechtfertigen suchte, ward er unwillkürlich dazu hingedrängt, diejenigen der beiden andern anzugreifen. Indeß die entschiedene Gleichheit der Gesinnung und des Strebens führte am Ende stets eine aufrichtige Versöhnung herbei, und jeder Austausch der verschiedenen Ansichten diente nur dazu, die Innigkeit des freundschaftlichen Verhältnisses zu erhöhen.

So kam die Fastnacht des Jahres 1506 heran.

Und in der Fastnacht jedes Jahres vergaßen die Eidgenossen aller Sorgen und Mühen des Lebens, dachten nur auf Vergnügen und Freude, aßen und tranken nach Herzenslust, wechselten die Kleider und führten die lustigsten Schwänke aus.

In dem genannten Jahre aber ward dieses Fest in Basel auf eine zuvor noch nie erlebte Weise gefeiert.

Es lebte nämlich in Luzern ein im ganzen Lande bekannter, allbeliebter Mann, Bruder Fritschi genannt, ein wohlhabender, jovialer Bürger, der gar wacker zechte, viel verschenkte und bei öffentlichen Lustbarkeiten die lustigsten Schwänke erfand. Ihn pflegten benachbarte Bundesbrüder zuweilen „aufzuheben“ d. h. zu entführen, worauf denn seine Genossen kamen, ihn zurückzufordern und mit den Entführern ein Fest zu feiern.

So hatten denn auch die Basler in der Fastnacht des gedachten Jahres den Bruder Fritschi „aufgehoben.“ Die nächste Folge dieser Gewaltthat war ein Brief, welchen Schultheiß und Rath

von Luzern an die Basler schrieben, und welcher lautete, wie folgt:

„Mit großer Verwunderung haben wir vernommen, daß Bruder Fritschi, aufgehoben von den Baslern, sich bei euch aufhält. Zwar zweifeln wir keineswegs an seinem Wohlbefinden, müssen aber doch dem Begehren seiner Freunde entsprechen und ihn holen kommen, wie wohl wir ein gar schreckliches Weinvergießen besorgen.

Unsre Ehre zu wahren, künden wir daher den Baslern Fehde an und erklären, daß wir innerhalb von acht Tagen zu Pferde, zu Wasser und zu Fuß mit etlichen hundert Mann ausziehen und die von Basel wegen ihrer Gewaltthat angreifen werden!“

Die Basler antworteten sogleich:

„Das Schreiben und die Drohung der Luzerner haben uns keineswegs in Schrecken gesetzt; vielmehr erwarten wir den Feind mit standhafter Begierde und dem besten Rüstzeug, das in großen und kleinen Stücken in unsern Kellern liegt, und welches wir also richten wollen, daß Mancher von euch genug empfangen soll. Ja, wir sind so unerschrocken, daß,

je größer die Zahl des Feindes, desto willkommener er uns sein wird!“

In der bestimmten Zeit verließen nun die Luzerner ihre Stadt, an der Spitze beide Schultheißen und achtzehn Rathsherrn.

Am Ausflusse der Birs wurden sie von den Baslern empfangen. Die Behörden der Stadt, prächtig gerüstete Krieger und Knaben geleiteten sie nach Basel hinein. Aus einem geschmückten Hause grüßte sie Bruder Fritschi, worauf er von dem Bürgermeister feierlichst seinen Genossen ausgeliefert wurde.

Und nun begann die Bewirthung. Schießen und Bälle folgten auf Mahlzeiten und Trinkgelage, an denen die Rathsherrn, Domherrn und selbst der Bischof theilnahmen.

Daß sich auch Ulrich Zwingli an diesen Festlichkeiten betheiligte, brauchen wir wohl kaum zu erwähnen. Ganz abgesehn von seiner Neigung zu geselliger Fröhlichkeit, betrachtete er diese Feste als die ehrwürdige Sitte einer bessern Zeit und daneben auch als das geeignetste Mittel, die alte entschwun-

dene Eintracht und Traulichkeit unter den Eidgenossen wieder herzustellen.

Es war am letzten Tage der Festlichkeiten. Auf freiem Platze in der Nähe des Schießstandes erlustigte sich mit Wein und Gesang eine Gesellschaft junger Männer aus Basel, Luzern und Solothurn. Es konnte nicht fehlen, daß der Gesang eine Menge Zuhörer herbeilockte, und daß diese Zuhörer das eine und andre der größtentheils patriotischen Lieder mit lebhaftem Beifall begrüßten. Dadurch aber entzündete sich allgemach eine Art von patriotischem Sangeswettkampf, und bald konnte man an dem Liede eines Sängers sogleich auch seine Heimath erkennen.

Als nun wieder die Reihe an einen Solothurner gekommen war, sang er:

„Went wir aber heben an, singen ein Liedli, ob ich's kann,
Ein neues Lied will ich singen, Mariam Mutter rufen an,
Gott wöll', daß uns thue gelingen.

Wann's an einem Samstag geschah, do man die Landsknecht ziehen sah,
Sie wollent Dorneck b'schauen, Dorneck, Du gar hohes Haus,
Thust ihnen weh in d' Augen.

Dorneck, bist ein hohes Haus, do schlugen d' Schwaben ein
Kuchi auf,
Die Häfen thäten's schumen, und ob es ward um Vesper-
zeit,
Thut man die Kuchi rumen.

Der Landvogt, was ein weiser Mann: „Ach, Gott, wie
wer'nt wir's greifen an,
Daß wir's mit Glücke enden?“ — Er lies ein' Bot' am
Seil' herab,
Thut ihn gen Liestal senden.

Und do der Bot' gen Liestal kam, und der Schultheiß das
vernahm,
„Bot', was willst uns sägen?“ — Herr Schultheiß, liebster
Herre mein,
Dorneck ist uns belegen!

Der Schultheiß, was ein weiser Mann, er hatt' sein Essen
vor ihm stahn,
Nit länger wollt' er bleiben: Wohluf, ihr lieben Schweizer-
knaben,
D' Landsknecht wer'nt wir vertreiben!

Sie zugen über d' Heid hinab, der Schwaben was ein
großer Hab,
Sie hant sich nit wohl g'halten. D' Eidgenossen schlugen
tapfer drin,
Hant ihnen d' Köpf zerspalten.

D' Schwaben stahnt uf weichem Grund, fünftausend blie-
ben todt und wund,
Deß mögent sie nit lachen, went sie mah an d' Eidge-
nossenschaft,
Drei Panner müssent s machen.

Die Knecht von Zürich sind auch dran, vierhundert Mann
hant s derbei g'han,
Es hat gar wohl gelungen, die schlugent all gar fröhlich
drin,
Ein Panner hant sie g'wunnen.

Han ich die Sachen recht vernomm', ein Panner ist gen
Solothurn komm',
Das darf ich fröhlich singen, ein anders ist auch noch
derbei,
Gott hat's uns lassen gelingen.

Solothurn, bist ein fester Kern, das hant die Schwaben
gar nit gern;
Es will mich selber dunken, z' Dorneck hant sie 'n Häring
gessen,
Und erst zu Straßburg trunken.

Sie liefent all dem Thürnwald zu, schreiend g'rad wie 'ne
Schweizerkuh,
D' Schweizer that's verdrießen, sie rächent sich gar männ-
lich drum,
Und machent d' Schwaben büßen.

Der uns dies Liedli macht bekannt, ein Schweizerknab' ist
er genannt;
Er hat gar wohl gesungen; zu Dorneck vor dem grunen
Wald
Hat man die Schwaben g'schwungen!"

Der Vortrag dieses Liedes, welches die entscheidende Schlacht des Schwabenkrieges (bei Dorneck) besingt, hätte wahrscheinlich bei den Baslern keinen Anstoß erregt, wäre der Sänger nicht gerade ein Solothurner gewesen. Basel war, wie wir wissen, erst nach dem Schwabenkriege in den Bund der Eidgenossenschaft aufgenommen, trotzdem aber, als sein Rang als „Ort" bestimmt wurde, vor Solothurn, obwohl dies schon länger dem Bunde angehörte, gesetzt worden. Dagegen war allgemein bekannt, daß kurz vor der Schlacht bei Dorneck das Heer der Schwaben von vornehmen Baslern mit Wein und Speisen beschenkt worden. Diese Umstände machen es erklärlich, daß der Vortrag des „Dornecker Liedes" aus dem Munde eines Solothurners bei einigen vom Weine erhitzten Baslern Mißfallen erregte. Hatte doch, wie wir schon erwähnt, der patriotische

Sangeswettkampf, überhaupt eine gewisse Gereiztheit in den Gemüthern erweckt.

Es fielen Reden von Stichelei und Hohn, Anfangs leise, dann laut. „Wollen uns sticheln und sind doch gar nicht zum Feste geladen!“ — „Gehören denn die Solothurner zu den alten Orten, daß sie den Mund so voll nehmen?“ — „Hat Streit genug gekostet, sie in den Bund zu bringen; ohne des Bruder Claus Fürsprache wären sie noch heut nicht bei der Eidgenossenschaft!“

Auf diese Angriffe der Basler antworteten die Solothurner entrüstet und trotzig. Einige der Luzerner nahmen ihre Partie. Bald hörte man Schimpfworte und Drohungen, sah grimmige Gesichter und wüthige Geberden. Vergebens mahnten einige Räthe zum Frieden; vergebens bemühte sich der allbeliebte Bruder Fritschi, den Hader durch einen lustigen Schwank zu beschwichtigen. Schon hatte das Handgemenge begonnen, schon hatten hundert Hände zu den Schwertern gegriffen. Da sprang plötzlich Ulrich Zwingli mitten in den Haufen hinein. Sein schönes, offenes Gesicht glühte vor Zorn. Seine helle,

metallne Stimme übertäubte den Lärm der Hadernden. „Wegen eines Liedes, das den Triumph eidgenössischer Tapferkeit über die Eroberungsgelüste der Schwaben feiert, wollt ihr Streit beginnen?“ — so rief er, indem er sein kühnes Auge rings umher schweifen ließ. — „Weil ihr Basler in der Dornecker Schlacht nicht mitgekämpft, soll euch das Dornecker Lied beleidigen? — Seid ihr denn nicht Söhne eines Vaterlands, Bürger ein und desselben Staates? Ist nicht der Ruhm der Eidgenossen ein Gut, an welchem wir alle gleichen Antheil haben?

Ihr ärgert euch, daß ihr so spät in den Bund aufgenommen! — Umschließt aber ein Vater nicht alle seine Kinder, das älteste wie das jüngste, mit gleicher Liebe?

Ihr nennt die Solothurner Fremdlinge auf eurem Boden! — Sind sie denn nicht Eidgenossen, also eure Brüder? Würden sie, wenn Basel von Feinden angegriffen werden sollte, nicht freudig ihr Blut verspritzen, um euch zu schützen?

O, seid friedliche und getreue Nachbarn! — rufe ich euch mit den schönen Worten des frommen Ein-

siedlers zu. — Aber wer euch unterdrücken wollte, der finde Männer!

Schon sind wir alle von dem ruhmvollen Wege, den unsre Vorfahren gewandelt, mehr oder weniger abgewichen.

Einfachheit und Redlichkeit werden von Tage zu Tage seltener. Geldgier fängt an, alle bessern Gefühle zu verdrängen. Der Sinn für häusliches Glück ist geschwunden. Krieg ist das allgemeine Losungswort, weil er Gelegenheit bietet, alle Begierden zu befriedigen, allen Lüsten zu fröhnen. Für fremdes schnödes Geld verspritzen die Eidgenossen ihr Blut. Die Tagsatzung, diese früher so ehrwürdige Stätte, ist ein Tummelplatz der Parteien geworden. Schon ist der Eidgenossen alter, weitstrahlender Ruhm durch den greulichen Verrath des Herzogs von Mailand befleckt! Lasset nun die innere Eintracht gänzlich schwinden, streuet die Saat der Zwietracht und des Hasses noch weiter aus; und das edle, freie, weltberühmte Volk der Eidgenossen wird zum Sklavendienste fremder Eroberer herabsinken und schimpflich untergehn!

Wir sind zusammengekommen, um ein Fest traulicher Verbrüderung zu begehn. O, liebe Herrn und Freunde, entweihet dies schöne heilsame Volksfest nicht durch engherzigen Hader und Streit! Reichet und drücket einander die Hände, und die Wärme dieses Drucks wird euch bis zum Herzen dringen. Ihr werdet fühlen, daß ihr Brüder seid, an einander gekettet durch das große, herrliche Band der Vaterlandsliebe!"

Der begeisterte Ausdruck seines Gesichts, seine edle Haltung, der Wohllaut seiner Stimme und vor Allem die Glut und Ueberzeugungsfülle, womit er sprach, ergriffen die Menge der Zuhörer mit unwiderstehlicher Kraft. Bald im Anfange seiner Rede waren die Stimmen der Hadernden verstummt, die grimmigen Mienen hatten sich erheitert. Todesstille folgte den Schlußworten des Redners, der, betroffen von dem Eindruck seiner Worte, die Augen zu Boden schlug. Darauf aber machte die gehobene Stimmung der Gemüther sich Luft. Bezwungen von dem allmächtigen Gefühle der Vaterlandsliebe, sanken Basler, Luzerner und Solothurner einander in die Arme.

„Ja, wir sind Brüder und wollen's bleiben für alle Zeit!" — Also schworen und jubelten die, so kurz zuvor erst in blinder Wuth nach den Schwertern gegriffen.

Inzwischen stand Ulrich, fast beschämt durch den erstaunlichen Erfolg seines Vortrags, mitten im Gewühl der Jubelnden. Ein unnennbar süßes Gefühl durchbebte ihn, und in den geheimsten Falten seiner Seele regte sich der Wunsch: Hätte dich dein Vater gehört!

Plötzlich fühlte er sich bei der Hand erfaßt. Aufblickend, sah er Bruder Fritschi, den lustigen Luzerner, der ihn mit lauter, weitschallender Stimme also anredete: „Ich hab' viel' frohe Stunden erlebt, junger Freund; aber die schönst' und herrlichste Stund' meines ganzen Lebens verdank' ich Dir! die heilige Mutter Gottes behüt' Dich! Und da ich hör', daß Du in den geistlichen Stand treten willst, so geb' ich Dir eine Mahnung, die Du nicht gering achten magst, wie wohl sie von dem lustigsten und leichtfertigsten Gesellen Luzerns kommt.

Red' auch auf der Kanzel so, wie Du heut zu

uns gesprochen, mit schlichten, einfachen Worten, vom Herzen zum Herzen, sonder Scheu und Schonung! Und so Du Solches thust, prophezeit Dir der Bruder Fritschi, daß Du Deiner Gemeind' und der Kirche unschätzbare Dienste leisten und bei Deinem Tod' einen ruhmvollen Namen hinterlassen wirst! — Liebe Herrn und Brüder" — wandte er sich an die Umstehenden — „Ihr habt's gehört. Gedenket meiner Prophezeiung: Der Name des Magisters Zwingli wird einstens zu den berühmtesten Namen der Eidgenossen gezählt werden!"

„Der Magister Zwingli leb' hoch!" — tönt' es aus hundert Kehlen, und hundert Hände streckten sich Ulrich entgegen. Stumm erwiederte er ihren Druck. Darauf aber, nachdem der Jubel ein wenig ausgeklungen, stahl er sich still hinweg und suchte mit übervollem Herzen seine Wohnung auf.

Zum ersten Male in seinem Leben durchzuckte ihn der Gedanke an eine höhere Bestimmung, und mit diesem Gedanken verknüpfte sich sogleich die Erinnerung an das Gelübde, welches er vor Vater und Oheim in der Wesener Kirche gethan, und an

das Versprechen, welches er seinem Vater vor drei Jahren in Wildhaus gegeben.

„Ja, ich will nicht allein eine Zierde meines Standes, sondern auch meines Volkes werden!“ — Mit diesem Entschlusse betrat er seine Wohnung, die er mit Leo Judä theilte und in welcher er den Freund in tiefes Studium versunken fand.

Er näherte sich ihm leise, klopfte ihm sanft auf die Schulter und sagte, indem er auf die vielen umherliegenden Bücher wies: „In ihnen allein wirst Du weder die Wahrheit noch eine wahrhafte Erquickung der Seele finden.“

Leo, erstaunt über den ernsten, sentenziösen Ton des sonst so heitern Freundes, blickte ihm forschend in's Gesicht und fragte: „Hast Du etwa die Wahrheit und die Erquickung der Seele bei Deinen Gelagen gefunden?“

„Ich weiß nicht“ — sprach Ulrich, gedankenvoll — „Aber wenn gute, edle Vorsätze uns der Wahrheit und dem Glücke näher bringen, gute, edle Vorsätze bringe ich von dem heut'gen Gelage mit!“ —

Er setzte sich nieder und erzählte dem Freunde, was er erlebt und gethan.

Leo Judä hörte ihm mit wachsender Spannung zu. Dann schaute er lange, gedankenvoll, zu Boden. Endlich sprach er: „Es wäre sonderbar, wenn uns Gott auf so verschiedenen Wegen zu demselben Ziele führen wollte!“

Achtes Kapitel.

Die Priesterweihe. Erste Messe.

Einige Wochen nach den Basler Festlichkeiten erhielt Ulrich von dem Decan in Wesen folgenden Brief:

„Die ewig reine Magd Maria segne Dich, Ulrich! — Es hat dem Herrn gefallen, den Johannes Stucki, Pfarrer in Glarus, aus dieser Welt zu nehmen. Die Gemeind', die fast den dritten Theil des Cantons umfaßt — denn es gehören die Gemeinden Netstall, Enneda und Mitlödi dazu — hat eine Neuwahl angestellt und — die Wege des Allmächtigen sind wunderbar! — den jungen Magister Zwingli zu Stucki's Nachfolger ernannt!

Der Ruf von Deinen Kenntnissen und ganz ab=

sonderlich von Deiner Beredtsamkeit ist also schon bis gen Glarus gedrungen — denn ohne dies hätten meine Freund' in Glarus Deine Wahl nicht durchsetzen können — und so hast Du das Gelübd', welches Du Deinem Vater und mir in der Wesener Kirch' geleistet, halb schon erfüllet. Gottes Gnad' wird das Uebrige thun!

Der Ammann, Dein Vater, entbietet Dir seinen Gruß. Als ich vor etlichen Tagen bei ihm war, und er die fröhliche Botschaft empfangen hatt', sprach er: „„Ging's nicht an, daß der Ulrich seine erste Meß' in Wildhaus läs'?““ — „Freilich wird's angehn“ — sagt' ich — und nun mußt Du's einrichten, Ulrich. Auch liegt Dir Wildhaus nicht zu sehr außer dem Weg', wenn Du von Constanz, allwo Du von dem Bischof die Priesterweih' empfangen mußt, nach Glarus reis'st.

Und nun behüt' Dich Gott, Ulrich. Ich sehn' mich recht sehr danach, dem jungen Herrn Amtsbruder die Hand zu drücken!“

Freudestrahlend, legte Ulrich den Brief seinen Freunden vor. „So sehr es mich betrübt, von euch

scheiden zu müssen" — sprach er dabei — „so begrüß' ich doch mit inniger Freude die Laufbahn, welche sich mir eröffnet. Das Feld meiner Wirksamkeit hier in Basel ist mir schon längst zu eng."

„Ich beglückwünsche Dich" — versetzte Capito, nachdem er den Brief durchlesen. — „Auch bin ich überzeugt, eine bessere Wahl hätten die Glarner nicht treffen können. Eins aber laß mich Dir in dieser wichtigen Stunde an's Herz legen. — Ich habe mit Dir und Leo Judä die Finsterniß theologischer Hörsäle durchirrt. Wir haben alle drei den rostigen Panzer scholastischer Spitzfindigkeit von uns geworfen, haben die Fackel eigner, freier Prüfung aufgesteckt und sind vor ernsten, schwierigen Untersuchungen, die selten ein Priester wagt, nicht zurückgeschreckt. Wir haben dabei die Erfahrung gemacht, wie leicht und oft ein blendender Irrthum der Wahrheit sich unterschiebt, und wie nöthig es ist, bei wichtigen Forschungen einen festen Stützpunkt zu haben. Diesen festen Stützpunkt fanden wir in der heiligen Schrift.

Ich sehe es kommen, daß wir eines Tages gegen Neid, Heuchelei und Unwissenheit werden kämpfen

müssen. Neulich schon, als Du Dich beifällig über einige der Thesen des Picus von Mirandola geäußert, hab ich gehört, daß einige Leviten, den Kopf schüttelnd, von Ketzerei zu reden anfingen. Hervorragende Kenntnisse sind den Faulen und Unwissenden ein Dorn im Auge. Offenheit und Kühnheit verletzen die Heuchler. Kurz, unsre Laufbahn wird nicht frei von Feindseligkeiten und Kämpfen sein. Für diese Kämpfe gibt es nur eine unbezwingliche Waffe: Die heilige Schrift! — So lasset uns denn schwören, ewiglich der reinen Quelle der göttlichen Wahrheit, dem Buche Gottes, treu zu bleiben!“

Die drei jungen Männer streckten die Hände in die Höh’ und sprachen: „Wir schwören’s!“

Nach längerer Pause begann Leo: „Auch ich habe eine Mahnung an Dich zu richten, Ulrich. Du bist ein Freund heitrer Gesellschaft. Geistvoll, feurig und liebenswürdig, wirst Du überall freundliche Aufnahme finden. Du besitzest auch ein lebhaftes Gefühl für das sinnlich Schöne. O, laß Dich warnen vor den Verlockungen der Welt. Vergiß niemals über den Freuden und Zerstreuungen der Welt

die Pflichten Deines Berufs. Zur Seite eines Priesters sollte stets der bleiche Engel der Entsagung stehn!“

„Guter, geliebter Leo“ — sprach Zwingli mit feinem Lächeln — „in diesem Punkte kann ich nun einmal Deine Anschauung nicht theilen. Denn nach meiner innigsten Ueberzeugung reinigen Frohsinn und Theilnahme guter Hirten die Freuden des Volks, während vornehme Zurückgezogenheit oder gar finsterer Tadel dasselbe von sich abstößt und in die Winkel treibt. Auch kann ich durchaus nicht zugeben, daß die christliche Religion, die Religion der Liebe, auf das Finstre, das Freudenleere begründet sei. Endlich aber besitz ich nicht, gleich Dir, eine stets sanfte, ruhige, in sich selbst vertiefte Natur. Ich bedarf durchaus eines regen Verkehrs mit der mich umgebenden Welt und befriedige dies Bedürfniß selbst auf die Gefahr hin, mich hin und wieder von den Gebrechen der Zeit anstecken zu lassen. Doch darfst Du nicht fürchten, daß, weil ich keine mönchischen Eigenschaften besitze und den Wallungen der Leidenschaften unterworfen bin, ich jemals die Reinheit

meines Wollens und die Begeisterung für Tugend und Wahrheit verlieren werde. Unverrückt, das gelobe ich Dir, will ich das große Ziel meines Lebens im Auge behalten und bemüht sein, wenn auch auf anderem Wege, als Du, ihm täglich näher zu rücken! — Bist Du mit diesem Gelöbniß zufrieden?"

„Ich muß wohl" — versetzte Leo, bezaubert von der edlen Offenheit des Freundes — „auch kann ich's im Grunde nicht für möglich halten, daß Deine großen, herrlichen Gaben keine Blüthen treiben und keine Früchte tragen sollten."

Einige Tage nach dieser Unterredung reiste Zwingli nach Constanz ab und empfing dort, als 22jähriger Jüngling, von der Hand des Bischofs das Sacrament der Ordination, die Vollmacht zu opfern für die Lebendigen und die Todten und das Recht, über das Seelenheil der Menschen zu wachen.

Aber indem er sich aufnehmen ließ in den Dienst des Ueberirdischen, vergaß er keineswegs, daß er gleichwohl auf irdischem Boden stand. Unwillkürlich erinnerte er sich inmitten des feierlichen Actes der Mahnung seines Vaters, nicht allein eine Zierde

des geistlichen Standes, sondern auch seines Landes und Volkes zu werden.

Nach Beendigung der Feierlichkeit fand ein Gastmahl statt, an welchem sämmtliche Chorherren und Geistliche von Constanz theilnahmen.

Das Bisthum Constanz, welches unter denen am Rhein bei Weitem das größte war, stand auch in dem Rufe, das sittenloseste zu sein, was damals nicht wenig sagen wollte. Bischof Hugo von Landenberg war ein verweichlichter Greis, beherrscht von Habsucht, Wollust und eigensüchtigen Rathgebern. Es klingt unglaublich und wird doch unwidersprochen in einer öffentlichen Druckschrift jener Zeit behauptet, daß dieser Bischof für jedes Priesterkind seines Sprengels eine Buße von vier Gulden bezog, die er später auf fünf Gulden erhöhte, und daß er dadurch diesen schmachvollen Zweig seiner Jahreseinnahme auf 7500 Gulden gebracht hat!

Aus diesem einen vollständig verbürgten Umstande mag sich der Leser einen Schluß auf die Sittenlosigkeit der unter ihm stehenden Geistlichkeit

ziehn. Ulrich Zwingli war nichts weniger, als ein Frömmler oder Tugendheld; allein Scham und Entrüstung überwältigten ihn fast, als die ihn umgebenden Geistlichen, vom Genuß des Weines erregt, sich gehen ließen und Dinge besprachen und erzählten, welche aller Sitte und aller Schamhaftigkeit Hohn sprachen. Um dem Gespräch wenigstens in seiner unmittelbaren Nähe eine andre Wendung zu geben, bemühte sich Zwingli, mit seinem Nachbar, einem fetten Chorherrn, eine gelehrte Unterhaltung anzuknüpfen. Die Unterhaltung führte sie auf die Bibel.

Der Chorherr hatte vom alten Testament nicht eine Zeile und vom neuen nur wenig gelesen.

Als Zwingli's Miene sein Erstaunen verrieth, sagte der Chorherr: „Die Bibel, junger Bruder, ist nur für Cardinäl' und Bischöfe gemacht. Wirst außer dem jungen Doktor Faber Keinen unter uns finden, der auch nur das neue Testament ganz gelesen hat.“

So fand Zwingli neben der Sittenlosigkeit auch noch die krasseste Unwissenheit in einem Kreise, der

nach seiner Meinung durch Sitte und Kenntnisse sich auszuzeichnen berufen war.

Traurig und stumm machte ihn diese Entdeckung. Wie grelle Mißtöne berührten die Jubelausbrüche der unwürdigen Priester sein Ohr. Die Weihe, welche er am Morgen empfangen, erschien ihm jetzt als ein trügerisches Spiel.

Der Name Volshorst, welchen er aussprechen hörte, entriß ihn diesen trüben Betrachtungen. Er horchte auf und hörte mit fieberhafter Spannung von einem anwesenden Franziskaner folgende Erzählung.

„Ja", — rief der halb trunkene Franziskaner — „wer Andern 'ne Grube gräbt, fällt selbst hinein! Die Dominikaner haben uns zu Grunde richten, haben uns den Alleinbesitz der fünf offnen Wundmale entreißen wollen. Und jetzt steckt der Volshorst mit sammt seinen Helfershelfern in der Grube, die er den Franziskanern gegraben.

War der Schneider von Zurzach, den Volshorst zu seinem Gaukelstück auserlesen, nicht so dumm, erkannte den Dominikaner eines Nachts, als ihm

Belshorst wieder als Maria erschien, an der Stimme. Waren auch etliche von den Bernern schon argwöhnisch geworden und munkelten, daß hinter den Wundern der Dominikaner eine Teufelei stecke. Gut. Sahen nun die Dominikaner ihr böses Spiel verloren und drangen dem Jetzer, dem Schneider, der sie verrathen konnt', eine vergiftete Hostie auf. Starb aber nicht, der Jetzer, und ward in Ketten gelegt und mit glühenden Zangen gezwickt, bis daß er schwor, zu schweigen. Gelang ihm aber zu entfliehn und verrieth Alles. Und hat der heilige Vater auf Bitten der Berner einen Legaten nach Bern geschickt, Untersuchung einzuleiten. Geb' keinen Batzen für das Leben der Betrüger. Haben Gott gelästert und Mord versucht!"

Der Eindruck, welchen diese Erzählung auf Zwingli machte, ist unmöglich zu beschreiben. Gerade in der Stunde, wo er zum ersten Male durch eigne Anschauung die Ueberzeugung gewonnen, wie sehr der geistliche Stand entartet und verderbt sei, gerade in dieser Stunde wurde er an ein mönchisches Bubenstück erinnert, dessen Plan er hatte entwerfen

hören, und in welches er ohne die Energie seines Vaters vielleicht verstrickt worden wäre!

Doch auch diesen Betrachtungen wurde er durch die auf die Erzählung folgenden Bemerkungen entzogen.

„Mönchlein" — sprach der dicke, neben Zwingli sitzende Chorherr zu dem Franziskaner — „clericus clericum non decimat! d. h. eine Kräh' soll der andern kein Aug' aushacken. Du solltest die armen Dominikaner nicht so gänzlich verdammen. Euer Franziskus mag auch schwache Seiten gehabt haben. Und wenn man den Wundern all' eurer Klosterheiligen auf den Leib rückte, so würd' man gar manchen Bolshorst dahinter finden."

„Dominus nobiscum! Du lästerst, hochwürdiger Herr!" — versetzte der Franziskaner, lachend — „den Klosterbrüdern allein habt ihr's zu danken, daß die Welt im guten Glauben erhalten und die Ketzerei unterdrückt wird. Wir sammeln Schätze für die Kirche, wir predigen nicht nur auf Kanzeln, sondern auch auf öffentlichen Plätzen, wir haben das Vertrauen des Volks und stehn im Vertrauen von

Regenten und Weibern. Ueberall, wo 'was zu spioniren, zu erbetteln, zu erlisten ist, findest Du uns. Wir sind Ausrufer und Verkäufer der römischen Gnadenschätze, Stifter und Häupter frommer Brüderschaften. Wir verfolgen, verdammen und verbrennen die Ketzer. Kurz, wir sind die treueste, eifrigste und tapferste Miliz des Papstes."

„Die Ketzerrichter sind aber sammt und sonders Dominikaner" — sagte neckend der Chorherr.

Der Franziskaner war eben im Begriff, seiner Eifersucht und seinem Hasse gegen den rivalisirenden Orden auf's Neue Luft zu machen, da erhob sich Doktor Faber, ein junger Mann, der aber trotz seiner Jugend für höchst gelehrt und für den Günstling und Rathgeber des Bischofs galt, und begann: „Es ist von einigen Anwesenden der Ketzerei gedacht worden. Vor nahezu hundert Jahren hat ein arger, gefährlicher Ketzer in den Mauern dieser Stadt seine verdiente Strafe erhalten. Möge es allen treulosen Söhnen der Mutter Kirche ergehn, wie es Johann Huß in Constanz ergangen!"

Stürmischer Beifall belohnte den frommen Trink-

spruch. Die Erinnerung an den Flammentod des ketzerischen Böhmen fanatisirte die vom Weine erhitzten Gemüther. Die Becher schwingend und aneinander stoßend, wetteiferte man, den Märtyrer mit Schimpfworten und Flüchen zu überschütten.

Inzwischen saß Zwingli stumm und unbeweglich auf seinem Stuhle. In seinem Innern ging etwas Seltsames vor. Es war ihm, als ob die giftgetränkten Pfeile der Schmähung, welche man gegen den Märtyrer schleuderte, ihn selber träfen, aber ohne ihn zu verwunden. Dann aber sah er im Geiste den Böhmen auf dem lodernden Holzstoße stehn, und das Brandmal der Abtrünnigkeit, welches man auf seine Stirn gedrückt, war von einem Glorienscheine umgeben. Er hörte den Sterbenden die Worte rufen: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“

„Magister Zwingli, warum trinkst Du nicht mit uns auf das Verderben aller Ketzer?“ — rief Doktor Faber über den Tisch herüber.

Zwingli schaute den Frager mit ruhigem, festem Blicke an. Eine dunkle, seltsame Ahnung sagte ihm,

daß diese Frage eine Herausforderung sei, welche erst in der Zukunft ihre Entscheidung finden werde. Darauf erhob er sich, ergriff seinen Becher und sprach mit fester, schallender Stimme: „Auch ich trinke auf das Verderben aller Feinde der göttlichen Wahrheit!“ — Nach diesen Worten leerte er mit einem mächtigen Zuge seinen Becher, verbeugte sich gegen die Gesellschaft und verließ den Saal.

Er fühlte sich wunderbar bewegt. Denn in seine Seele war ein Keim der Wahrheit gesenkt worden, und dieser Keim hatte blitzschnell einen grünenden Geisteshalm getrieben.

Am andern Morgen, bevor er abreiste, ließ er sich die Halle zeigen, wo sich vor hundert Jahren das Concil versammelt hatte, das Haus, wo man Huß gefangen genommen, seinen Kerker im Dominikanerkloster und die Stelle in der Domkirche, an welcher ihm das Todesurtheil verlesen worden. Und bei Alledem konnte er sich des Gefühls nicht erwehren, als ob das Schicksal des Märtyrers mit dem seinigen in irgend einer Verbindung stände.

Mit diesen Eindrücken und Empfindungen reiste

er von Constanz ab. Außer der äußerlichen Weihe zum Priester nahm er noch die innere, höhere Weihe zum Jünger der Wahrheit mit.

Es war ein hoher Festtag für die Gemeinde Wildhaus. Einer ihrer Söhne, der ehemalige Hirtenknabe Ulrich Zwingli, las seine erste Messe in der Kirche seines Geburtsortes.

Die ganze Gemeinde war in der Kirche versammelt und bewunderte die schöne, weitschallende Stimme und die edle, würdevolle Haltung des jungen Priesters. Auch der Ammann saß auf seinem Platze, und sein ernstes, strenges Gesicht trug einen so heitern und milden Ausdruck, wie man's noch nie gesehn.

Nachdem die Feierlichkeit beendigt, und der Ammann in Begleitung Ulrichs heimgekehrt war, rief er Rudi, den Erstgebornen. Als Rudi erschien, scheu und ängstlich — denn der Vater hatte seit Jahren kein freundlich Wort zu ihm gesprochen — sprach

der Ammann: „An diesem hochzeitlichen*) Tag' und da ich wegen eines meiner Söhn' in den Rosen schweb'**), will ich dem andern, der schweren Gram über mich gebracht, verzeihn! Von itzt an will ich Dich wieder väterlich anschaun, Rudi. Aber gedenk' ewiglich der Gefahr, so Du über Dich selbst und Deinen Vater gebracht. Wärst Du ein Reislaufer geworden, nie hätt'st Du wieder vor mein Antlitz treten dürfen; ich aber wär' gestorben vor Gram. Denn — sie mögen unten im Land' denken und thun, wie sie wollen — 's bleibt eine Schmach für die Söhn' unsrer Berge, ihr edles Blut für das schnöde Geld fremder Herrscher zu verspritzen! — Und damit ich ruhig sterben kann, Rudi, so schwör's hier vor dem Diener der Kirche, Deinem Bruder, schwör's angesichts der im Morgenroth glühenden Alpenhörner, daß Du nie wieder einem Weibel die Hand reichen wirst!"

Während Rudi schwor, flog ein rother Schein

---

*) festlichen.

**) voll Freude und Hoffnung bin.

von den Schneefeldern herüber und beleuchtete das ernste feierliche Antlitz des Ammanns. „So!“ — sprach er, seine hohe Gestalt stolz aufrichtend — „itzt kann ich ruhig sterben!“

Neuntes Kapitel.

Studien in Glarus. Matthäus Schinner.

Die tiefe Unwissenheit der Geistlichen, wie sie sich in Constanz vor Zwingli's Augen entschleiert hatte, wurde für ihn eine Anregung zu neuen Studien. Indem er sein Amt zu Glarus antrat, erwachte sein Durst nach Kenntnissen und Wahrheit auf's Neue. Großen Geistern ist es ja eigen, daß jede höhere Stufe, welche sie erklimmen, sie nur zu neuem Streben, neuen Anstrengungen anspornt.

Die Hilfsmittel zu wissenschaftlicher Fortbildung waren indeß zu jener Zeit sehr mangelhaft und schwer zu beschaffen. Es fehlte ebensowohl an Lehrern, als an Büchern. Und es gehörte ein glühen-

der Eifer und ein unermüdlich Fleiß dazu, eine klassische Bildung zu erreichen.

Während Zwingli die Werke der Kirchenväter las, die Bibel studirte und sein Amt verrichtete, lernte er die griechische Sprache ohne Hilfe eines Lehrers. Er las dann das griechische neue Testament in der Ausgabe des Erasmus. Er schrieb mit eigner Hand, Wort für Wort, die Episteln des Paulus ab und lernte sie auswendig.

Er las den Plato, den Seneca und machte die Entdeckung, daß der göttliche Geist nicht auf Palästina beschränkt gewesen, daß auch „Plato aus dem göttlichen Borne getrunken;" den Seneca nannte er „einen heiligen Mann." So bildete sich in der Tiefe seiner Seele eine dem bisherigen Kirchenwesen widersprechende Ueberzeugung aus; und mit dieser Ueberzeugung wagte er sich schließlich an die von der Kirche verdammten Schriften des Engländers Wiclef und des auf dem Scheiterhaufen verbrannten Böhmen, Johann Huß.

Indeß auch diese vielseitigen Studien füllten sein Leben nicht aus. Zwingli war kein einseitiger Ge-

lehrter; er war ein praktischer Geist im schönsten und edelsten Sinne des Worts. Die Wissenschaft galt ihm nur als Zweck, die Fülle des Lebens zu umfassen. Er war ein echter Republikaner, glühend für Bürger- und Menschenwohl, stets hingedrängt zum Verkehr mit der ihn umgebenden Welt.

Seine hervorragenden Kenntnisse, sein edles Streben und vor Allem der unwiderstehliche Zauber seiner Persönlichkeit erwarben ihm denn auch in Glarus bald Freunde und Gönner. Liebend und nacheifernd schlossen sich ihm die edelsten Jünglinge an.

Brunner, Tschudi und Glarean, welche in späterer Zeit alle drei zu Auszeichnung und Berühmtheit gelangten, waren die Genossen seiner Studien und seiner Erholungen und erhoben sich schnell zu denselben edlen Vorsätzen, von welchen sie Zwingli durchdrungen sahen. Der feurige Brunner, der witzige Tschudi und der geistvolle, aber eitle Glarean *)

*) Von der unglaublichen Eitelkeit dieses begabten Mannes giebt folgende Thatsache einen Beweis: Als Glarean

ersetzten ihm seine früheren Freunde Capito und Leo Judä.

Auch unter den Bürgern gewann er sich Anhänger, und das zu seiner Gemeinde gehörige Landvolk, an dessen Vergnügungen er stets theilnahm, das er aber auch in allen Dingen des Lebens berieth und unterwies, vergötterte ihn fast.

Gleichwohl entging auch Zwingli der Verleumdung und Anfeindung nicht. Seine Bildung, sein offnes Wesen, sein Fleiß standen in zu grellem Gegensatze gegen die Rohheit, die Heuchelei, die Faulheit seiner Amtsbrüder, um ihm nicht den Neid und Haß derselben zuzuziehn.

Seine obwohl nur vorsichtig und bescheiden geäußerten Zweifel über mancherlei kirchliche Gebräuche und Lehren, noch mehr aber sein lauter und rück-

---

später vom Kaiser Maximilian zum Dichter gekrönt worden war, empfing er die Fremden, die ihn besuchten, in einem prachtvollen Saale, sitzend auf einem Thronsessel, die Krone auf dem Haupte: und nur ganz ausgezeichneten Gästen erwies er die Ehre einer Unterredung. (Ruchat, histoire de la reformation de la Suisse).

haltsloser Eifer gegen die Feilheit der franzosenfreundlichen Partei, welche besonders in Glarus sehr stark vertreten war, gaben der Unwissenheit, dem Neide und der Selbstsucht Gelegenheit, ihn zu verdächtigen und zu schmähn.

Bei alledem verbreitete sich sein Ruf weit über die Grenzen von Glarus hinaus und brachte ihn endlich in Berührung mit einem Manne, der in der damaligen Geschichte der Schweiz die wichtigste Rolle spielte.

Eines Tages fand Zwingli, heimkehrend aus der Messe, seinen Freund Tschudi in seiner Wohnung. „Ich warte schon lange auf Dich“ — sprach der Letztere — „ich habe Dir eine Neuigkeit mitzutheilen, welche Dich in Erstaunen setzen wird. Der berühmte Matthäus Schinner, Bischof von Sitten, befindet sich seit gestern Abend in unsrer Stadt.“

„Du nennst diesen Mann berühmt“ — versetzte Zwingli — „auch habe ich seinen Namen schon einige Male nennen hören. Doch muß ich Dir gestehn, daß mir weder die Art seiner Berühmtheit,

noch irgend Etwas von seinen persönlichen Verhältnissen bekannt ist."

„Daran sind Deine heidnischen und ketzerischen Studien schuld" — sagte Tschudi lächelnd — „Du bist im Plato, im Seneca, im Wiclef und Huß besser zu Hause, als in der Geschichte unsrer Päpste und Bischöfe. Doch ich werde sogleich diese Lücke in Deinem Wissen ausfüllen. Dieser Matthäus Schinner ist einer der merkwürdigsten Männer der Schweiz, mußt Du wissen." — Der Jüngling setzte sich nieder und begann: „Ein ehrwürdiger Greis in Sitten bemerkte eines Tages einen armen Schüler, der zur Erwerbung einiger Pfennige auf der Straße sang. Er redete ihn an, fand Gefallen an des Buben kluger Antwort, nahm ihn zu sich und beschloß, für seine Erziehung zu sorgen. Dieser Knabe nannte sich Matthäus Schinner und war der Sohn niedriger Eltern aus Mühlibach im obern Wallis.

Der Greis ließ ihn unterrichten, schickte ihn, nachdem er die Anfangsgründe der Wissenschaft gelernt, nach Zürich und von dort nach Como. Der inzwischen zum Jüngling herangewachsene Matthäus

zeichnete sich nunmehr durch seine Talente und Leistungen dergestalt aus, daß er schon in Como oft seine Lehrer vertrat. Plötzlich starb sein Beschützer, und Matthäus Schinner nahm eine ärmliche Pfarrstelle in Wallis an. Allein er war von einer solchen Liebe zu den Weisen Griechenlands und Roms ergriffen, daß er Tag und Nacht fortfuhr, die Klassiker zu studiren. Sein geringes Einkommen verwandte er fast nur auf Bücher. Er genoß die dürftigste Nahrung. Ein Stück Holz diente ihm zum Kopfkissen, die Erde zum Lager.

Der Mann erregte bald Aufsehn. Man sprach von seinen strengen Sitten, seinem eisernen Fleiß, seinen ungeheuern Kenntnissen. Eines Tages fügte es sich, daß der Bischof von Sion, Jost von Silenen, auf einer Rundreise in seiner Diöcese bei dem Pfarrer Schinner Einkehr hielt. Höchlichst überrascht, in der Wohnung eines armen Pfarrers die Klassiker und gute Bücher über Rechtswissenschaft zu finden, ließ sich der Bischof in eine längere Unterhaltung mit ihm ein und erstaunte über den Umfang seiner Kenntnisse, über seinen Scharfblick und besonders

über die wunderbare Gewandtheit, sich in allen Dingen zurechtzufinden und über alle Dinge zu sprechen. Er versicherte ihn seiner besondern Gunst und Fürsorge und übergab ihm nicht lange nachher das erste vacante Canonicat in Sion.

Von nun an stieg Schinner rasch von Stufe zu Stufe und entwickelte in seinen neuen Verhältnissen neue Talente, vor allen aber eine unglaubliche Gewandtheit, sich in weltliche Dinge zu mischen, die Menschen zu überreden und sich die Gunst einflußreicher Männer zu erwerben.

Der Bischof Jost von Silenen lebte in Feindschaft mit Jörg auf der Flüh, dem angesehnsten Manne in Wallis, der „gewaltige Walliser" genannt. Der schlaue Matthäus berechnete sehr genau, daß von den beiden Gegnern Jost von Silenen der schwächere sei und endlich unterliegen müsse. Er kehrte daher dem Bischof, der ihm ohnehin nichts mehr gewähren konnte, den Rücken und erwarb sich die Gunst des gewaltigen Wallisers. Nachdem es den Ränken des Letztern gelungen war, den Bischof zu stürzen, ward Schinner zum Verweser des Bis-

thums und im Jahre 1500 endlich zum Bischof von Sitten ernannt.

Allein auch diese Würde befriedigte den unbändigen Ehrgeiz Schinners nicht. Er fühlte den Drang und die Befähigung in sich, eine noch bedeutsamere Rolle zu spielen. Die Verhältnisse, in denen er als Oberhaupt von Wallis mit der Eidgenossenschaft, mit Deutschland, Frankreich und Italien stand, eröffneten ihm in der That einen ausgedehnteren Wirkungskreis. Ueberall erwarb er sich Freunde und Verbündete, überall knüpfte er Verbindungen an. Nur von Frankreich hielt er sich fern. Denn Frankreich haßte er mit derselben Unversöhnlichkeit, als sein Gönner, Papst Julius.

Wenn dieser merkwürdige Mann außer der Befriedigung seines Ehrgeizes überhaupt noch ein Lebensziel hat, so ist es das, Frankreich zu schaden."

„Und weiß man keine Erklärung für diesen unversöhnlichen Haß?" — fragte Zwingli mit lebhafter Theilnahme. — „Die Einen sagen, er hasse die Franzosen, weil Papst Julius sie haßt. Andre behaupten, er halte den französischen Thron für ein uralten

Feind des päpstlichen Stuhls, und da sein Ehrgeiz ihm die Hoffnung vorspiegle, einmal selber Papst zu werden, so bekämpfe er im Voraus seinen zukünftigen Feind. Wie dem aber auch sei, so viel steht fest, er ist die Seele aller Unternehmungen der Eidgenossen gegen Frankreich und giebt sich alle erdenkliche Mühe, die Eidgenossenschaft mit dem deutschen Kaiser zu verbinden. Auch hat er auf dem diesjährigen Reichstage in Constanz, wo er die persönliche Bekanntschaft des Kaisers gemacht, in der That ein Bündniß mehrerer Cantone mit Maximilian zu Stande gebracht. Nur Glarus, Zug und Luzern sind nicht beigetreten. Und ich täusche mich sicherlich nicht, wenn ich annehme, daß er hierher gekommen, um mit einflußreichen Persönlichkeiten Verbindungen anzuknüpfen."

Zwingli hatte dem Erzähler mit wachsender Spannung zugehört. Als Tschudi schwieg, schaute er gedankenvoll zu Boden. Darauf sagte er plötzlich: „Ich möchte diesen Mann wohl persönlich kennen lernen. Jedenfalls ist er ein außerordentlicher Charakter!"

„Und jedenfalls ist er ein Mensch ohne Treue — das hat er an Jost von Silenen bewiesen“ — versetzte Tschudi, eifrig. — „Auch ist er dafür bekannt, daß seiner unwiderstehlichen Beredtsamkeit Alles gelingt, und er würde Dir, glaub' ich, beweisen können, daß die Eidgenossenschaft noch heut zum deutschen Reiche gehört.“

„Um das zu beweisen, müßte er den Schwabenkrieg und den Frieden zu Basel aus der Geschichte streichen“ — gab Zwingli, lächelnd, zur Antwort. — Ueberhaupt gebe ich Dir die Versicherung, daß mir seine Beredtsamkeit nicht gefährlich werden könnte. Ich habe mich daran gewöhnt, in wichtigen Fragen ein eignes Urtheil zu haben. Und gerade um dies zu beweisen, wünschte ich alles Ernstes, mit diesem seltsamen Manne in persönliche Berührung zu kommen.“

„Nun wohl, so mache ihm Deine Aufwartung“ — sagte Tschudi, nicht ohne einige Ironie. — „Wer weiß“ —

Er wurde durch Niclaus, den 15jährigen Diener Zwingli's, unterbrochen, welcher eintrat und

einen Fremden anmeldete, welcher den Herrn Pfarrer unter vier Augen zu sprechen wünschte.

„Potz Düvel!“ — rief Tschudi, lachend — „vielleicht ist's der Bischof selber! Nun, in jedem Falle will ich kein Störefried sein. Lebe wohl!“

Bald nach Tschudi's Entfernung trat der Fremde in's Zimmer — eine lange, hagre Gestalt mit einem Gesicht, welches, wer es einmal gesehn, nie wieder vergaß. Schlicht gekämmtes dunkles Haar umkränzte eine hohe, massive Stirn, der man ansah, daß sie ein Sitz der Gedanken war. Schwarze, durchdringende Augen blitzten, wie zwei Feuerkugeln, darunter hervor. Eine scharfgebogene Nase und ein markiges Kinn verliehen diesem Gesicht den Ausdruck der Strenge und Festigkeit, wogegen ein schön geschnittenes, volles Lippenpaar auf das Vorhandensein einer gewissen Sinnlichkeit deutete. Das ganze Gesicht mit seinem ewig wechselnden Mienenspiel machte auch einen wechselnden Eindruck, indem es einmal durch seinen überwiegend geistigen, edlen Ausdruck anzog, dann aber wieder durch das Hervortreten leidenschaftlicher Wallung oder durch

einen Zug unbeschreiblichen Hochmuths zurückschreckte.

„Euer Ruf, mein lieber Sohn“ — begann der Fremde mit der Miene untrüglicher Aufrichtigkeit — „ist bis zu mir, dem Bischof von Sitten, gedrungen. Und da mich wichtige politische Angelegenheiten durch Glarus führen, so ergreife ich mit Freude die Gelegenheit, Eure persönliche Bekanntschaft zu machen.“

Dabei ruhte sein Blick mit dem Ausdrucke schutzbereiter Gutmüthigkeit auf Zwingli's Zügen.

Zwingli, der, erröthend, die Augen zu Boden geschlagen hatte, konnte sich des Gefühls stolzer Freude nicht erwehren.

„Bei dem Mangel an Bildung“ — fuhr der Bischof, sich niederlassend und den Pfarrer durch eine Handbewegung zu Gleichem auffordernd, fort — „bei der Vernachlässigung der Wissenschaft und Hintansetzung guter Sitten, so gegenwärtig unter der niedern Geistlichkeit allerorten zu finden sind, verdient ein gebildeter, gelehrter und frommer Geistlicher, gleich Euch, nicht allein Anerkennung, sondern

Bewunderung und Auszeichnung. Ueberdies aber seid Ihr nicht allein ein ausgezeichneter Pfarrer, sondern auch ein wackerer Patriot. Mehr als einmal habt Ihr, wie ich recht gut weiß, Eure Stimme erhoben gegen die Ehrlosigkeit und Feilheit jener Partei, welche die eidgenössische Ehre und das eidgenössische Blut für französische Thaler verschachert."

Er hielt ein wenig inne, indem er mit einem Lächeln der Genugthuung auf dem offnen Gesichte Zwingli's den Eindruck seiner Worte beobachtete. Darauf fuhr er fort: „Diese ehrlose und für das schöne Schweizerland verderbliche Partei muß gestürzt werden, mein Sohn, wofern die Eidgenossenschaft ihren alten, weltgeschichtlichen Ruhm nicht auf's Spiel setzen will. Das einzige Mittel aber, diese Partei zu stürzen oder wenigstens machtlos zu machen, besteht in einem engen und festen Anschlusse an den mit dem römischen Stuhle innig verbündeten deutschen Kaiser!"

Zwingli erinnerte sich der Worte Tschudi's, und ein dunkler Argwohn beschlich seine Seele. „So

sollen wir nur den Herrn wechseln und unser Blut, anstatt für den König von Frankreich, für den deutschen Kaiser verspritzen?“ — fragte er, indem er seinen Blick, offen und kühn, auf die Züge des Bischofs heftete.

Matthäus Schinner lächelte, und sein Lächeln, das zwischen Gutmüthigkeit und Ueberlegenheit die Mitte hielt, machte fast einen wohlthuenden, Vertrauen erweckenden Eindruck auf Zwingli.

„Die Schweiz ist ein sehr kleines und armes Land, mein Sohn. Sie muß sich nach Schutz, Hilfe und Geld in ihrer Nachbarschaft umsehn, sie bedarf eines Bündnisses mit einem mächtigen und ehrlichen Nachbarstaate, will sie nicht endlich ein Raub gemeinsamer Eroberungslust werden. Dies vorausgesetzt, an welches Volk könnten wir uns aufrichtiger anschließen, als an das deutsche, dessen Blutes und Ursprungs wir sind? Und bei welchem Herrscher könnten wir eher auf Treue und Aufrichtigkeit rechnen, als bei dem ritterlichen und redlichen Max? — Dieser wackre Kaiser weiß auch die Tugend und

Tapferkeit der Schweizer ganz anders zu schätzen, als der hochmüthige, eroberungssüchtige Franzose. Ich habe es auf dem Reichstage zu Constanz mit angesehn, mit welchen Artigkeiten und Ehren er die Abgeordneten der Schweiz überschüttete; wie er für ihre Wohnung und Bewirthung sorgte, ihnen Rheinwein und Malvasier schickte, sie zur Tafel lud; wie er Jedem einen silbernen Becher verehrte und ein rothes Wamms von Damast zum Geschenk machte, damit sie unter so vielen Fürsten und Herrn auch in würdiger Kleidung erschienen. Und beim Abschiede ermahnte er sie freundlichst, gut kaiserlich zu sein, dann werde er auch ein guter Eidgenoss' bleiben, ihre Freiheiten bestätigen und beschützen. Huldvoll klopfte er den Venner Wyler von Bern auf die Schulter, nannte ihn Vetter und sagte: „„Ich bin einer der ältesten Eidgenossen und werde mich stets und in allen Lagen als solcher erweisen."" — Und zu den Abgeordneten der Länder sprach er: „„Ich werde zu Fuß nach Einsiedeln wallen, auf dem höchsten Berge eine Gemse stechen und der Mutter Gottes verehren, auch den Bruder Claus zum Heiligen er-

heben helfen, so wie ich's mit dem heiligen Leopold gethan!""

Wenn ich Euch nun sage, mein Sohn, daß dieser Maximilian der offenste und ehrlichste Charakter seines Zeitalters ist, so werdet Ihr zugestehn müssen, daß wir seinen, von Einfalt und Liebenswürdigkeit dictirten Worten volles Vertrauen schenken mußten. Auch hat er die Herzen aller Abgeordneten gewonnen. In Folge ihrer Berichte haben auch die meisten Orte das Bündniß mit ihm angenommen; nur Zug, Luzern und Glarus haben sich ausgeschlossen."

Zwingli war halb gewonnen, ebensowohl durch die bezauberte Beredtsamkeit des Bischofs, als durch die schönen Züge, welche derselbe vom deutschen Kaiser erzählt hatte. Fast traurig versetzte er: „Ich fürchte, daß in keinem Cantone die französische Partei so stark und ausgebreitet als in Glarus ist."

Die Augen des Bischofs schossen Blitze. Er runzelte die Stirn und kämpfte sichtbar gegen einen aufwallenden Zorn.

„Die listige Praktik der Franzosen beherrschet leider noch die ganze Schweiz!" — sprach er in fast

barschem Tone — „Das Bündniß mit dem Kaiser war geschlossen; die Tagherrn hatten bereits die Anzahl Krieger bestimmt, welche man dem Kaiser zum Römerzuge geben wollte; da begannen die Franzosen mit Worten, Schriften und Thalern ihre Künste, gewaltig regte sich ihre Partei. Der Beschluß, dem Kaiser zu helfen, ward hinausgeschoben, beschränkt. Der ritterliche Max, mit seinem kleinen Heere bereits in's Venetianische gerückt, konnte nicht weiter, da seine geringe Kriegsmacht fast aufgerieben war, er mußte Waffenstillstand mit Venedig schließen!"

„Und jetzt soll sich der deutsche Kaiser mit den Franzosen zu einem Kriege wider Venedig vereinigen wollen" — warf Zwingli ein — „der republikanische Staat ist den Herrschern ein Dorn im Auge. Wäre es da nicht löblicher und ersprießlicher für die Schweiz, wenn sie, anstatt sich von den großen Herrn viel versprechen und wenig halten zu lassen, sich mit Venedig, dem republikanischen Schwesterstaate, verbände? Dann könnte man unsre Krieger ohne Hilfe der deutschen oder französischen Thaler beschäftigen; und durch ein solches, wie mich dünkt, naturgemäßes

Bündniß würden nicht allein die Kraft und die Ehre der beiden Republiken gefördert, sondern auch der tyrannische Zwang der eroberungssüchtigen Fürsten würde beschränkt werden!"

Sichtbar betroffen von der gesunden Idee des Pfarrers, schwieg Matthäus Schinner eine Weile. Seine ränkevolle Politik sah sich von der ehrlichen Verständigkeit des jungen Mannes in die Enge getrieben. Indeß er stand nicht umsonst in dem Rufe, Alles widerlegen und für die schlechteste Sache die besten Gründe erfinden zu können. „Ihr vergesset, mein Sohn" — sprach er mit anmuthigem Lächeln — „daß die Republik Venedig die ärgste Feindin des Papstes ist! Würdet Ihr nun zu einem Bündniß rathen, welches Euer Vaterland mit dem Zorne des heiligen Vaters belasten müßte? — Die alten Eidgenossen waren stets treue und gehorsame Söhne der Mutter Kirche; darum waren sie glücklich im Frieden und siegreich im Kriege. — Erst kürzlich hat der gewaltige Julius seinen Kämmerling mit römischem Geld' und Ablaß, mit Pensionen und Concessionsbriefen nach der Schweiz geschickt, um die

guten Beziehungen mit einem Volke aufrecht zu erhalten, über welchem er stets väterlich gewacht hat; und welches zu allen Zeiten bereit gewesen, ihm zu dienen, wenn er des Schutzes und der Hilfe bedurfte. Und wenn es, wie Ihr sagtet, einem freien Volke nicht geziemt, sein Blut für fremder Herrn Geld zu verspritzen, so müsset Ihr doch ohne Bedenken eingestehn, daß es die heiligste Pflicht eines christlichen Volkes ist, dem Dienste der Kirche und ihres gesalbten Oberhauptes Gut und Blut zu opfern."

Bei diesen im Tone väterlicher Ermahnung gesprochenen Worten warf der Bischof einen lauernden, durchbohrenden Blick auf Zwingli's Gesicht. Was er in demselben las, schien ihn zu befriedigen. Denn er erhob sich rasch und sagte: „Die Unterhaltung mit Euch hat mich vergessen lassen, daß meine Zeit äußerst beschränkt ist, ja noch mehr, sie hat mich des eigentlichen Zweckes meiner Hierherkunft vergessen lassen. — Ich habe Euch schon angedeutet, daß der Ruf von Eurer Beredtsamkeit, Euren guten Sitten und Euern Kenntnissen längst zu meinen Ohren gedrungen ist. Dies hat mich veranlaßt,

Euch eine päpstliche Pension von fünfzig Gulden auszuwirken.“

Zwingli's Antlitz erglühte. Sein Einkommen war gering; und wiewohl in seinem Haushalt die höchste Mäßigkeit herrschte, so reichte es bei seinem Hange zur Wohlthätigkeit doch nicht einmal zum Ankauf der nöthigen Bücher aus. Daher war der erste Eindruck, welchen die Mittheilung des Bischofs auf ihn machte, derjenige der Freude. Im nächsten Augenblicke aber erinnerte er sich der ironischen Bemerkungen Tschudi's, und der Gedanke einer Bestechung durchzuckte ihn. „Ich bin zwar arm“ — sprach er mit niedergeschlagenem Blick — „aber ich habe, was ich brauche.“

Matthäus Schinner, der in Zwingli's offnen Zügen, wie in einem aufgeschlagenen Buche, las, trat nahe an ihn heran und sprach: „Mein Sohn, als ich in Eurem Alter war, ließ mir der Durst nach Wahrheit und Wissenschaft bei Tag und Nacht keine Ruhe. Um meinen Geist bereichern zu können — und dazu bedurfte ich guter Bücher, die sehr theuer sind — ließ ich den Leib darben. Zuweilen konnte

ich mir dennoch ein nothwendiges Buch nicht beschaffen, und ich litt grenzenlose Qual. Mein Sohn, ich weiß, daß auch Ihr oft an jenem Wissensdurst leidet, daß auch Euch die Armuth zuweilen hindert, diesen Durst zu stillen."

Zwingli schaute immer noch schweigend zu Boden.

Der Bischof, der in der geheimsten Falte seiner Seele las, fuhr fort: „Die Kirche bedarf nicht blos treuer und tapfrer, sondern auch wohlgerüsteter Streiter. Treue und Tapferkeit sind persönliche Eigenschaften. Ihr besitzet dieselben. Das Rüstzeug muß Euch die Kirche liefern."

Zwingli war überzeugt. Für sein offnes und redliches Gemüth war Argwohn überhaupt ein widerwärtiger Gast, dessen es sich so bald, als möglich, entledigte. Dem Bischof die Hand küssend, stammelte er Worte des Dankes.

„Groß und unermeßlich" — sprach der Bischof salbungsvoll — „ist die Laufbahn, welche der römische Stuhl seinen treuen und talentvollen Dienern eröffnet. Vor ihm gilt weder Reichthum noch Geburt.

Von seiner Gunst gehoben und getragen, kann der Sohn des ärmsten Bauern bis zu den höchsten Staffeln geistlichen Ansehns steigen. Die Geschichte meines Lebens ist ein Beleg dafür! — Empfange, mein geliebter Sohn, den Segen eines Mannes, der auch aus der Ferne stets über Dich wachen wird!"

Der Bischof ging hinweg mit der Ueberzeugung, den jungen talentvollen Pfarrer für seine Pläne gewonnen, ihn durch die Gefühle des Patriotismus und des Ehrgeizes unzertrennlich an Rom gekettet zu haben. Er bedachte bei all' seiner Weltklugheit nicht, daß er ihm zugleich auch die Mittel geboten hatte, welche zum Kampfe gegen Rom geschickt und stark machen!

Zehntes Kapitel.

Kämpfe der Parteien.

Im Jahre 1510 kehrte der Bischof Schinner, vom Papste mit Geld, Ablaß und Vollmacht versehn, in die Schweiz zurück und brachte ein Bündniß der Eidgenossen mit dem heiligen Vater auf fünf Jahre zu Stande. Die Eidgenossen verpflichteten sich zu einer Hilfe von 6000 Mann, wogegen der Papst einem jeden der Orte ein Jahrgeld und neue Freiheiten versprach.

Indessen fachte Julius, seine Kriegslust zu befriedigen, die Kriegsflammen in Italien an. Er griff den Herzog von Ferrara, den treuesten Freund des Franzosenkönigs, an und hoffte, dem Kampfe

eine schnelle und glückliche Wendung durch einen Einfall der Schweizer in's Mailändische zu geben. Zu diesem Zwecke, aber unter dem Vorwande, die Kirche zu schützen, forderte Matthäus Schinner von der Tagsatzung sechstausend Mann.

Es hielt schwer, die Tagsatzung zu bestimmen. Denn die französische Partei ließ alle Minen springen. Dennoch siegten die Gewandtheit und Beredtsamkeit des Bischofs. In der Mitte des August versammelten sich bei 8000 Eidgenossen in Wallis. Sie zogen über das wilde Gebirge nach Bellenz, verjagten die Lombarden und Franzosen, welche ihnen an der Tresa den Fortgang sperrten, und drangen dann weiter vor. Indeß Mangel an Nahrung und französisches Geld dämpften den Kampfesmuth. Nachdem das eidgenössische Heer Chiasso erreicht hatte, trat es plötzlich den Rückzug an.

So schmachvoll dieser Rückzug war, so gelegen kam er den Tagherrn. Denn Klagen, Beschuldigungen und Drohungen wegen dieses Feldzugs stürmten von allen Seiten auf sie ein. Der König von Frankreich rüstete. Der deutsche Kaiser that desgleichen.

Nur mit Noth entgingen die Eidgenossen einem Kriege mit Frankreich und Deutschland zugleich.

Hierzu kam, daß der Papst die „Treulosen, Abtrünnigen“ mit einer donnernden Bulle beehrte und sie mit Bann und ewiger Schande bedrohte.

Kurz, die Lage der biedern Eidgenossen war äußerst bedenklich. Nur Eintracht und festes Zusammenhalten schienen sie retten zu können. Und doch veranlaßten gerade jetzt die Umtriebe der Parteien die heftigsten innern Gährungen.

Die Patrioten verwahrten sich mit Eifer gegen jedes Bündniß. In alter Ehrbarkeit dem alten Gotte zu vertraun, die fremden Herren mit ihrer Lockspeise, dem Gelde, zurückzuweisen, freie, schlichte Eidgenossen, gleich den alten Vorfahren, zu sein und die Söhne zum Schutze und zur Wohlfahrt des Landes zu erziehn — das war ihr Wille. Und diese Grundsätze fanden insoweit Anklang, daß eine neue Verordnung gegen das „Reislaufen“ erlassen wurde.

Allein die französische Partei wußte recht gut, daß, wenn die Thaler erklangen, die Trommel wir-

belte und die Fahnen wehten, der eidgenössische Krieger alle guten Vorsätze und Beschlüsse vergaß. Sie arbeitete und warb im Stillen für Frankreich.

Neben dieser bestand aber noch eine dritte Partei, den schlauen Bischof von Sitten an der Spitze. Sie hielt es mit dem Papst. Der kriegerische Julius, zu dessen Demüthigung ein Concil nach Pisa berufen worden, vor welchem er sich rechtfertigen sollte, hatte sich nicht schrecken lassen. Rasch hatte er die Väter der Kirche zusammenberufen und, um seinen Anhang zu verstärken, acht neue Cardinäle ernannt. Unter den Ernannten stand Matthäus Schinner obenan. Papst Julius wußte, welch treuen und gewaltigen Anhänger er an diesem Manne besaß, und um die unerschöpflichen Hilfsquellen dieses verschlagenen Geistes in volle Thätigkeit zu setzen, verlieh er ihm außer dem Cardinalshut noch die Würde eines päpstlichen Legaten für die Schweiz.

Die Vollmachten eines solchen Legaten waren unbeschränkt. Was immer eine abergläubische, sündenlüstige Menge von geistlichen Gnaden wünschen mochte, stand zu gewähren in seiner Hand. Er

konnte Benefizien nach Willkür verschenken, Bastarde für legitim erklären, alle geistlichen Prozesse vor seinen Richterstuhl ziehn, von Klostergelübden entbinden, Provinzialverordnungen ändern und unter Umständen sogar in die weltliche Gerechtigkeit eingreifen.

Eine derartige Vollmacht in der Hand eines Schinner war eine furchtbare Waffe. Und er führte sie denn auch so geschickt, daß er das Unglaubliche leistete und in kurzer Zeit über alle Parteien den Sieg davon trug.

Zwar mußte er, von der französischen Partei verfolgt und gedrängt, sein Vaterland meiden und verkleidet über das Gebirge entfliehn; allein auch in der Ferne hielt er die feinen Fäden der Intrigue in seiner Hand, inspirirte seine Werkzeuge und Anhänger und setzte es endlich durch, daß die Cantone die Erlaubniß gaben, Truppen für den heiligen Vater gegen den König von Frankreich zu werben.

Nach dieser kurzen geschichtlichen Uebersicht, welche wir dem Leser nicht ersparen durften, kehren wir zu unserm Helden zurück.

Daß sich der freisinnige, für Bürgerwohl und Bürgertugend glühende Zwingli von dem Parteikampfe nicht fern halten konnte, wird dem Leser wohl einleuchtend sein. Sein offnes, rückhaltsloses und lebhaftes Wesen war nicht geeignet, ihn über die Parteien zu stellen. Er, der Alles mit Eifer ergriff oder von sich stieß, schonte auch seiner politischen Gegner nicht. Von den großartigsten Gedanken erfüllt, nahm er wenig Rücksicht auf Verhältnisse und Personen. Gutmüthig, heiter und gesellig, entbrannte er doch schnell in Zorn und erhob laut und mit Entrüstung seine Stimme, wenn er die Umtriebe der Ausländer und die Geldgier und Feilheit seiner Mitbürger bemerkte.

Schon im Jahre 1510 schrieb er eine politische Fabel, worin er den Eidgenossen die Umtriebe enthüllte, deren Opfer sie waren. „Die Freiheit“ — ruft er ihnen zu — „ist eine so hohe Gabe, daß man sie wohl mit Spieß und Streitaxt vertheidigen, aber nicht durch unnatürliches Bündniß mit tyrannischen Fürsten gefährden darf!“

Hieraus geht hervor, daß er zu der Partei der

Patrioten gehörte. Gleichwohl wich er in dem einen Punkte von ihren Grundsätzen ab, daß er dem Bündniß mit dem Papst nicht abgeneigt war. Der listige Cardinal verfehlte nicht, mit dem begabten und einflußreichen Pfarrer in regem Verkehr zu bleiben. Zwingli empfing mehrere Briefe von ihm, deren blendende Casuistik nicht ohne Wirkung blieb. Frankreichs unersättliche Eroberungsgier, welche die Welt zu unterjochen drohte, war das Gespenst, mit dessen Hilfe Matthäus Schinner unsern Zwingli aus seiner Neutralität herausscheuchte. Und als Ludwig XII. im Jahre 1511 in der That eine Münze mit der gegen den Papst gerichteten Aufschrift: „Babels Reich will ich zerstören!“ — prägen ließ und das Concil zu Pisa, vor welchem Julius sich rechtfertigen sollte, im Verein mit dem Kaiser berief; da war ja die Behauptung des Cardinals, daß Frankreich ein Weltfriedensstörer und ein Todfeind der Kirche sei, so klar bewiesen, daß Zwingli gar nicht mehr daran zweifeln konnte.

Daher wirkte und predigte er denn mit gesteigertem Eifer gegen die französische Partei; und da die-

selbe in Glarus sehr zahlreich vertreten war, so mußte der patriotische Pfarrer großen Anstoß erregen.

Hierzu kam, daß sein wachsender Einfluß auf die Gemeinden gewisse Befürchtungen erregte.

Der eidgenössische Landmann, zufrieden, so lange er in seinem Feldbau und Hauswesen ungehindert blieb, ward unwillig, als er durch die unaufhörlichen Feldzüge darin gestört wurde. Und nicht allein entrissen ihm dieselben viele arbeitsame Hände, sondern indem sie die Jugend an wüstes Leben und Müßiggang gewöhnten, machten sie sie auch unbrauchbar für Friedenszeiten. Geld und Lebensmittel mußte auch der Landmann zu jedem Feldzuge liefern; war aber der Zug auch noch so glücklich beendigt, so verpraßten die heimgekehrten Krieger ihre Beute in den Städten, und nichts floß dahin zurück, woher doch das Meiste genommen worden.

Kam der Landmann nach der Stadt, so erblickte er Luxus und Pracht, während er daheim sein Leben unter Arbeit und Entbehrung verbringen mußte.

Dies Alles hatte längst einen dumpfen Groll in

der ländlichen Bevölkerung hervorgerufen, einen Groll, der sich nur so lange nicht äußerte, als man den Landmann in dem Glauben erhielt, des Vaterlandes Heil erheische dergleichen Opfer.

Als er dagegen durch die Predigten Zwingli's eines Bessern belehrt wurde, als er von ihm die schrecklichen Folgen der unnatürlichen Bündnisse und blutigen Feldzüge erfuhr, da fing er an, seinem Unwillen Ausdruck zu geben.

„Soll das Recht der Gemeinden, über Krieg und Bündnisse zu entscheiden, verloren gehn, damit die Herrn der Städte mehr Jahrgelder erhalten? Sollen wir nur darum mehr Gerichtsgebühren und erhöhte Steuern zahlen, damit die üppigen Städter ihre Prachtliebe und Sinnenlust befriedigen können? Wollen die Patricier die Erwerbung des Bürgerrechts in den Städten nur darum erschweren, damit die Ehrenstellen an einige Wenige fallen, und Willkür an des Gesetzes Stelle trete?"

Diese und andre Aeußerungen des Unwillens beunruhigten natürlich die Patricier, und die Erbitterung gegen den demagogischen Pfarrer, der

schon durch seinen Eifer gegen die französische Partei den Unwillen der vornehmen Herrn erweckt hatte, steigerte sich schnell bis zum unversöhnlichen Hasse.

Ihn offen anzugreifen, konnte gleichwohl auch die sehr mächtige Partei nicht wagen. Zwingli's Leben, das offen und rein vor Jedermanns Blicke lag, bot der Verfolgungssucht keine Handhabe. Er lebte einfach und mäßig in seinem Haushalt; er übte die Pflichten seines Amtes mit Eifer und Strenge; er war ein Muster an Edelmuth und Wohlthätigkeit — trotz seiner geringen Mittel hielt er von mancher armen Familie den Hunger fern und unterstützte hilflose, begabte Jünglinge. An Kenntnissen überragte er Alle, und durch sein liebenswürdiges, von allem Kastengeist freies Wesen gewann er sich jedes unbefangene Gemüth. Für die Landgemeinden war er ein Abgott, ein Orakel. So war er selbst für seine mächtigen Feinde unangreifbar — in ehrlichem Kampfe!

Indeß der Parteihaß ist selten mit Ehrlichkeit verwandt. Um seinem Gegner an den Leib zu kom-

men, nimmt er unbedenklich seine Zuflucht zu Bosheit und Tücke.

Es war am Neujahrsabende 1511, als Zwingli, aus der Kirche heimkehrend, Glarean in seiner Wohnung fand.

Der eitle Dichter war glänzend gekleidet, wie der vornehmsten Patricier einer.

„Ei, ei“ — sprach Zwingli, lächelnd, indem er dem Freunde die Hand reichte — „Glarean wird wieder der stattlichste unter den Stattlichen bei dem Feste sein.“

„Just wegen des Festes komme ich zu Dir“ — versetzte Glarean mit einiger Befangenheit — „Du weißt, der Rathsherr Gysler ist nicht allein das Haupt der französischen Partei, sondern Dein erbittertster Feind. An Deiner Stelle würd' ich von seiner Einladung keinen Gebrauch machen, an dem heut'gen Feste nicht theilnehmen.“

„Das hieße eine Höflichkeit mit einer Ungezogenheit vergelten, und das sollen sie dem Zwingli nicht nachsagen.“

„Wenn ich Dir aber sage, daß ich Andeutungen

auf eine Gefahr, die Dir heut droht, vernommen habe?"

„Das macht mich nur um so entschlossener, das Fest zu besuchen" versetzte Zwingli. — „Eine Gefahr, welcher man keck die Stirn bietet, ist schon halb verscheucht."

„Nun, wie Du willst" — sagte der empfindliche Glarean, verletzt von Zwingli's sorgloser Entschiedenheit. — „Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen! Auf Wiedersehn also!"

Lächelnd kleidete Zwingli sich um, scherzte mit Niclaus, dem jugendlichen Diener, der ein wenig schwer von Begriffen war, neckte seine alte Haushälterin, welcher die Neujahrskerze in der Kirche verlöscht war, und welche deshalb ein Unglück prophezeite, und ging endlich mit der ihm eigenthümlichen heitern Zuversicht nach der Wohnung des Patriziers.

Eben als er die Schwelle derselben überschritten, fühlte er sich am Arme berührt. „Folget mir" — sprach eine verhüllte weibliche Gestalt und schwebte wie eine Sylphide auf leichten Zehen vor ihm her.

In einem entlegenen, mattbeleuchteten Zimmer angelangt, warf sie den verhüllenden Mantel von sich, und Zwingli erkannte in ihr die zarte, schöne, kaum in's jungfräuliche Alter getretene Tochter des Hauses, Aenneli.

„Ich muß Euch warnen“ — sprach sie mit lispelnder Stimme und holte Athem aus tiefer Brust. — „Seid auf Eurer Hut; man will Euch Schmach anthun. Nehmet Euch vor dem Zutrinken in Acht und geht dem wüsten Aberli aus dem Wege.“

Ein Geräusch in einem anstoßenden Zimmer erschreckte sie plötzlich. „Gehet, gehet und gedenkt meiner Warnung!“ — flüsterte sie, die Thür öffnend und Zwingli hinausdrängend — „die heilige Jungfrau beschütze Euch!“

Draußen im Flur stand Zwingli still und überlegte eine Weile, ob es unter solchen Umständen nicht gerathener sei, der ihn bedrohenden Gefahr aus dem Wege zu gehn. Indeß jener kühne Trotz, der die Gefahr eher herausfordert, als flieht, ein Erbtheil seiner Vorfahren, bewog ihn zu bleiben. Mit festem Schritt und stolz erhobenem Haupte betrat er den

hellerleuchteten Gastsaal. Auch ward er von allen Seiten höflich begrüßt, und als man sich später zur Tafel setzte, wies man ihm einen der Ehrenplätze an.

Nie hatte Zwingli solche Gelegenheit gehabt, den Verfall der alten, einfachen eidgenössischen Sitten zu beobachten, als an jenem Abende. Ueberall und in allen Dingen, die ihn umgaben, offenbarte sich die Sucht zu glänzen und fremde Gebräuche nachzuahmen. Getäfel und Meubel waren von kostbarem Holz und mit kunstvollen Schnitzereien verziert. Die Gerichte, in unglaublicher Anzahl, bestanden in seltenen Leckerbissen. Statt des einheimischen Weins ward Malvasier, Klaret und Hippokras gereicht. Am grellsten jedoch prägte sich die Sucht nach Glanz und Luxus in der Kleidung der Anwesenden aus. Die Männer trugen feine Tücher, Sammet, köstliches Pelzwerk und Stickereien von Gold und Silber. Ihre Hüften waren mit prachtvollen Dolchen und Degen geziert. Die Spitzen ihrer Schuhe glänzten von goldnen und silbernen Schnäbeln; um die Hosen flatterten zahllose Bänder.

Die Damen trugen meist spanische Kleidung

in theuern versilberten Stoffen und starrten von Kleinodien.

Zwingli saß zwischen einem geheimen französischen Botschafter und einem der vornehmsten Patricier von Glarus. Beide wetteiferten an Höflichkeit gegen ihn und setzten ihm mit Zutrinken in ganz auffallender Weise zu.

Dieses Zutrinken war damals so sehr in der Mode, daß es häufig zu den wüstesten Gelagen führte und nicht selten mit blutigen Händeln endigte. Die Tagsatzung hatte deshalb ein förmliches Verbot dagegen erlassen, welches jedoch nicht sonderlich geachtet wurde.

„Ich hätte nimmer gedacht“ — bemerkte der Franzose gegen Zwingli — „unter dem armen Volke der Hirten solche Pracht, solchen Glanz und solch feine Sitten zu finden.“

„Das Alles ist leider sehr theuer erkauft“ — antwortete Zwingli mit seiner unerschütterlichen Offenheit. — „Die Pensionen und Jahrgelder fremder Fürsten sind Danaergeschenke für uns. Sie erwecken den Hang zu einem glänzenden, köstlichen

Leben in uns; dieser Hang aber ist der gefährlichste Feind der Bürgertugend."

„Euer Land ist arm und klein" — entgegnete der Botschafter, geschmeidig. — „Ohne die Pensionen und Jahrgelder fremder Fürsten würdet ihr Noth leiden. Ueberdies aber gewähren euch die Kriegszüge für mächtige und siegreiche Fürsten den Vortheil, daß eure Jünglinge in fremdem Lande austoben, ihre Tapferkeit zeigen, die Kriegskunst lernen und sich berühmt machen."

Zwingli hatte der Warnung ganz vergessen. Der Gegenstand des Gesprächs hatte ihn warm gemacht. „Unsre Väter" — versetzte er eifrig — „haben die Kriegskunst gelernt und sich unsterblichen Ruhm erworben, ohne durch Geldgier und Bestechlichkeit die Ehre und Freiheit des Vaterlands auf's Spiel zu setzen."

Inzwischen hatte sich Peter Aberli, ein bekannter Raufbold und Händelmacher, hinter Zwingli's Stuhl gestellt und sagte jetzt mit herausforderndem Hohn: „Ei, ei, Herr Pfarrer, wenn Du über Pensionen den Stab brichst und so spröde thust, warum nimmst

Du denn selber eine Pension von dem tückischen Schinner, der, wie Jedermann weiß, sich den Cardinalshut mit eidgenössischem Blute erkauft hat?"

Jetzt erinnerte sich Zwingli der Warnung und entgegnete mit großer Selbstbeherrschung: „Ein Geschenk vom heiligen Vater, dem Oberhaupte der Kirche, zu nehmen, kann einem Diener der Kirche nicht zur Schande gereichen, zumal, wenn das Geschenk nicht etwa auf Sinnengenuß, sondern auf Bücher und Arme verwendet wird. Auch verlangt der heilige Vater dafür keine Dienste von mir, welche das Wohl meines Vaterlands beeinträchtigen könnten."

„Er verlangt nur eidgenössisches Blut, im Dienste seiner Eroberungslust verspritzt" — antwortete Aberli, seine Stimme erhebend — „und für fünfzig Gulden findet sein listiger Unterhändler, der Cardinal, Patrioten genug, die dem schnöden Handel das Wort reden!"

Zwingli, nunmehr seine Fassung verlierend, schickte sich zu einer heftigen Erwiderung an. Indeß das Mahl war beendigt,. Trommeln und Pfeifen

riefen zum Tanz. Die Gesellschaft erhob sich und drängte nach dem Tanzsaal.

Bei dem Tanze nach solchen Mahlzeiten pflegten Zucht und Anstand allmälig zu schwinden. Das wallende, erhitzte Blut riß zur Ungebundenheit fort.

Zwingli, dem Gefühl seiner Kränkung überlassen, sehnte sich hinweg aus dem Lärme der fast zügellosen Gesellschaft und war eben im Begriff, sich von dem Gastgeber zu verabschieden, als Aberli, der Zänker, an ihn herantrat und im Tone des Uebermuths zu ihm sagte: „Darfst noch nicht fort. Hältst ja bei den Festen der Bauern aus; mußt auch mal unter vornehmen Leuten aushalten. — Komm', wollen sehn, ob Du auch so schön tanzen, als predigen, kannst.“

Zwingli warf einen Blick auf die Umherstehenden und begegnete nur höhnisch lächelnden Gesichtern. „Du weißt wohl“ — sprach er darauf ernst und kalt zu Aberli — „daß ich meines Standes wegen nicht tanze.“

„Und wärst Du der Papst oder Cardinal Schinner selber“ — rief Aberli mit rohem Gelächter —

„heut mußt Du einen Tanz mit Aberli machen!“ — Mit diesen Worten erfaßte ihn der Uebermüthige am Arm und suchte ihn in den Kreis der Tanzenden zu ziehn.

Jetzt war Zwingli's Geduld zu Ende, ein kräftiger Stoß von seinem Arm brachte den Frechen zum Falle. Wüthend sprang er empor und drang mit gezücktem Dolche auf Zwingli ein. Der aber stand hoch aufgerichtet, mit verschränkten Armen, den Wüthenden erwartend. Sein sonst klares, mildes Auge schleuderte düstre Blitze; sein sonst in der Farbe blühender Gesundheit strahlendes Gesicht war todtenbleich.

In diesem gefahrvollen Augenblicke — denn Trunkenheit und Wuth ließen von dem verwogenen Aberli das Aeußerste befürchten — hörte man einen Schrei von weiblicher Stimme, und eine zarte Gestalt, aus dem Kreise der Tanzenden herbeispringend, stellte sich dicht vor Zwingli, ihn mit ihrem Körper beschützend. Es war Aenneli, die Tochter des Hauses. Mit ihr zugleich war auch Glarean her-

beigeeilt und entwand jetzt dem Unbändigen den Dolch.

Die Musik schwieg. Aller Augen waren auf Zwingli und seine jungfräuliche Beschützerin gerichtet, die jetzt, nach beseitigter Gefahr, sich mit holdem Erröthen in den Kreis der Zuschauer zurückzog.

Nunmehr begann Zwingli mit erhobner, den ganzen Saal durchtönender Stimme: „Als ich heut die Schwelle dieses Hauses überschritt, wurde ich gewarnt vor Bosheit und Hinterlist; auch wußte ich wohl, daß ich in einen Kreis politischer Gegner trat. Dennoch trat ich ein. Denn ich mochte nicht glauben, daß ein Eidgenoß, zu Gaste geladen zu einem Eidgenossen, einer Gefahr oder Beschimpfung ausgesetzt sei; ich konnte mir nicht denken, daß ein Diener der Kirche, der gewiß niemals die Würde seines Standes verletzt, der Niemandem persönlich ein Leids gethan, von einem Gliede seiner Gemeinde etwas seiner Ehre oder gar seinem Leben Nachtheiliges zu besorgen habe. Ich habe mich getäuscht, und das thut meinem Herzen bitterlich weh'; nicht um meiner selbst willen, da mich mein Bewußtsein und meine

Unbescholtenheit über die beabsichtigte Kränkung erheben, sondern weil ich den alten Ruf eidgenössischer Treue und Redlichkeit auf's Neue befleckt sehe.

Liebe Herrn, ich scheide mit dem Vorsatze, die Unbilde zu verzeihn und zu vergessen. Aber ich bitte euch inständigst, höret auf, einen Mann zu verfolgen, der es mit keinem von euch böse meint und der, weil er nach bestem Wissen und Gewissen redet und handelt, sich durch keine noch so feindselige Maßregel von dem Wege, welchen er eingeschlagen, abbringen lassen wird! Als freier und redlicher Bürger werde ich stets meine Stimme erheben gegen Alles, was nach meiner Ueberzeugung das Heil und die Ehre meines Vaterlandes bedroht. Und als Diener der Kirche werde ich stets meine Gemeinde zum Schutze dieser Kirche aufrufen, wenn ich sie durch feindselige Mächte bedroht glaube!"

Nach diesen Worten verbeugte er sich und verließ unangefochten den Saal und das Haus des Patriziers.

Elftes Kapitel.

Der tonsurirte General.

Im Mai des Jahres 1512 finden wir ein eidgenössisches Heer jenseits der Alpen, in der Nähe von Verona.

Im Vordergrunde des Lagers ruhen im Schatten eines Wäldchens die Hauptleute und Venner (Bannerherrn). Hinter ihnen die Oberbüchsenmeister, Feldscherer, Kapläne, Dolmetscher, Speisemeister und Armbruster.

Zwischen diesen und dem ebenfalls gelagerten Heer stehen Geschütze und Wagen. Knaben, als schnelle Boten, und eine Menge Hunde, als treue Begleiter des Zuges, laufen umher. Mitten im Lager sind die Banner aufgepflanzt, welche von den

dazu Beorderten Tag und Nacht nicht verlassen werden dürfen. Trommeln, Pfeifen und die schrecklich schallenden Hörner der Waldstädte hängen daneben.

Auch die Spieße, Hellebarden, Armbrüste und Büchsen sind haufenweise aufgestellt; dagegen führt Jedermann Schwert, Dolch und Beimesser bei sich.

Den Körper des Kriegers bedeckt ein Harnisch, den Kopf eine Pickelhaube oder ein starker Filzhut, mit einer Hahnen- oder Straußenfeder verziert. Zum Feldzeichen dient ein aufgenähtes weißes Kreuz.

Es war gegen Mittag, als plötzlich, auf einen Wink des obersten Feldherrn, Ulrich von Hohensax, das ganze Heer sich erhob und in Ordnung aufstellte. Von der Stadt her näherte sich ein Zug. Es waren die angesehensten Bürger von Verona, welche dem eidgenössischen Heere mit den Schlüsseln der Stadt entgegenkamen. Nachdem sie das Lager erreicht, bewillkommten sie die Hauptleute, dankten für die Befreiung von französischer Tyrannei und luden das ganze Heer zur Bewirthung ein.

Das Heer setzte sich in Bewegung und hatte eben die Stadt erreicht, als ein Bote heransprengte und

die Annäherung des Cardinals von Sitten verkündigte. Bürger und Geistlichkeit von Verona schlossen sich den Eidgenossen an und zogen ihm entgegen.

Unter einem prachtvollen Thronhimmel reitend, umgeben von vornehmen Herrn, kam er an. Sein stolzes, strenges Gesicht trug ein Lächeln des Triumphs, als er die eidgenössischen Hauptleute leicht grüßend, durch die kriegerischen Reihen ritt. Unter dem Schalle der Musik und dem Geschrei des freudetrunkenen Volkes zog er ein in die Stadt, nach der Hauptkirche, wo ein Hochamt gehalten wurde.

Die Feierlichkeit war vorbei. Die eidgenössischen Krieger labten sich an den Erfrischungen, die an allen Ecken und freien Plätzen auf Tischen für sie standen. Die Hauptleute aber standen im Vorhofe des Palastes, welchen der tonsurirte General bewohnte und wo er sie nach der kirchlichen Feierlichkeit noch einmal begrüßt und angeredet hatte. Sie unterhielten sich mit der ihnen eignen Unverblümtheit über die Rede des Cardinals.

„Nun, Zwingli, was sagst?" — fragte einer der Hauptleute unsern Helden, der den Zug unter dem

Glarner Banner begleitete — „der schlaue Cardinal wird uns doch wieder überlisten. Bringt nur den halben Sold, und zum Unterpfand für die andre Hälft' soll'n wir ihm Städte erobern."

„Ich finde nichts Verfängliches darin" — versetzte Zwingli — „der heilige Vater hat der Feinde so viele zu bekämpfen, daß es kein Wunder ist, wenn's ihm an Gelde fehlt. Da aber die Heere des Papstes und der Venetianer in der Nähe stehn, und wir uns mit ihnen bald vereinigt haben werden, so wird die Eroberung der Städte ein Leichtes für uns sein, und wir werden in der That sichre Unterpfänder für rückständigen Sold und Kosten haben."

„Die Venetianer werden aber auch Unterpfänder verlangen" — entgegnete ein Dritter — „und der eroberungssüchtige Cardinal wird im Namen des heiligen Vaters auch zugreifen wollen. Ich sag euch, seine Red' hat mir nicht gefallen, 's ist ein hoffärtiger Mann, mit zweischneidiger Zung'. Müssen uns hüten, ihm die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Was wir erobern werden mit unserm Blut, dürfen wir nicht aus den Händen lassen. Sind ja

ausgezogen, Kirch' und Papst vor den Franzosen zu schützen, nicht aber für Papst und Cardinal irdische Reiche zu erobern."

„Wird kommen, wie ich immer gesagt" — bemerkte ein Vierter — „Werden's bereu'n, das Bündniß mit Frankreich gelöst zu haben. Haben noch immer unter Frankreichs Fahnen Geld, Ehre und Ruhm erworben. Und überdies, wer steht uns dafür, daß der hitzige Papst nicht morgen schon mit dem Franzosen Frieden schließt, und wir dann in der Mitte fremder, feindlicher Kriegsschaaren stehn?"

„Dafür steht der Cardinal!" — sprach Zwingli mit Zuversicht — „denn ich sag' euch, ihr mögt von Matthäus Schinner halten, was ihr wollt, sein Haß gegen Frankreich ist aufrichtig und unversöhnlich!"

All diese Reden hörte, die Gruppe der Hauptleute umkreisend, ein Mann mit an, der unter den vornehmen Herrn, welche des Cardinals Thronhimmel umgaben, mit nach Verona eingezogen war. Seine Kleidung war die eines italienischen Bürgers, weshalb seine Anwesenheit im Vorhofe des Palastes kein Aufsehn erregte.

Als sich die Hauptleute zu zerstreuen begannen, näherte sich dieser Mann unserm Zwingli, berührte ihn am Arm und sagte mit gedämpfter Stimme: „Seine Eminenz wünscht Euch zu sprechen. Folget mir!“

Zwingli folgte ihm ohne Bedenken und ward von dem Fremden in eine Halle des Palastes geführt, in welchem sich, auf Audienz wartend, schon einige Edle von Verona befanden.

„Wartet hier ein wenig“ — sprach der Fremde in gebrochenem Deutsch — „vor Allen, die Ihr hier seht, wird der Cardinal Euch empfangen.“

Inzwischen saß der Cardinal in einem prachtvoll geschmückten Saale des Palastes vor einem Tische, welcher mit einer Landkarte von Italien bedeckt war, und verfolgte mit dem Finger den Weg, welchen die Truppen nehmen sollten. Er hatte sich umgekleidet, die Zeichen seiner Würde abgelegt und trug jetzt die Rüstung eines Kriegers.

Plötzlich trat der Fremde ein. Der Cardinal blickte auf und rief: „Mein Plan ist nun fertig. Von hier ziehen wir über die Heide nach Villafranca,

wo wir uns mit den Venetianern vereinigen. Von da rücken wir gegen Valeggio vor, wo, wie ich weiß, Franzosen liegen. Demnächst ist Cremona unser Ziel, und von dort eilen wir nach Pavia, wo uns der heftigste Kampf bevorsteht. Ist Pavia genommen, so wird eine Abtheilung des Heeres genügen, um die Mailänder von der französischen Besatzung zu befrei'n. Der Genuese Fregoso wird mit einigen tausend Mann nach seiner Vaterstadt eilen und in Verbindung mit dem Volke die Franzosen vertreiben. Ich aber ziehe weiter gen Tortona und Alexandria und züchtige dann endlich den alten Franzosenfreund, den Herzog von Savoyen. Inzwischen sammelt der Papst die Ueberreste des bei Ravenna geschlagenen Heeres, nimmt die verlorenen Städte wieder und läßt sich von Parma und Piacenza huldigen. Dann endlich ist mein und des heiligen Vaters Ziel erreicht: Italien ist ruhig und von den Fremden gesäubert!"

„Und die Eidgenossen?" — fragte der Fremde, welchen wir dem Leser jetzt als einen Emissär des Papstes vorstellen müssen.

„O, die Eidgenossen werde ich auf mich neh-

men!" — rief der Cardinal mit einem verschmitzten Lächeln. — „Gute Beute und ein wenig Ruhm werden ihnen genügen. Schlimmsten Falls werden die von euch überbrachten Geschenke des Papstes" — dabei deutete er auf einen Hut und ein Schwert, welche auf einem besondern Tische lagen — „sowie einige schöne Versprechungen hinreichen, sie bei guter Laune und im Gehorsam zu erhalten."

„Nach dem, was ich soeben unten im Hofe gehört" — versetzte der päpstliche Emissär — „scheint Ew. Eminenz sich dennoch über die Stimmung dieser Leute zu täuschen. Nur eine Stimme äußerte unbedingtes Vertrauen gegen Euch, und das war diejenige des jungen Pfarrers, welchen Eure Eminenz mir schon beim Einzuge als eine einflußreiche Persönlichkeit bezeichnete, und der jetzt darauf wartet, von Ew. Eminenz empfangen zu werden."

„Gut, gut!" — sprach der Cardinal — „Bescheidet ihn sogleich hierher. Der junge Mann ist ein wichtiges Werkzeug, und Ihr mögt seines Namens in Rom gedenken. Im Uebrigen werdet Ihr Euch bald überzeugen, daß ich mit diesen Bären, auch

wenn sie grimmig sind, umzugehen und sie zu bändigen verstehe. Ja, wenn Ihr's recht überlegt, so müsset Ihr davon schon überzeugt sein. Länger als ein halb Jahrhundert haben sie auf französischer Seite gestanden, haben Frankreich zu allen glänzenden Siegen verholfen. Die französische Partei schien allmächtig unter ihnen. Und jetzt stehe ich an ihrer Spitze, um sie gegen die Franzosen zu führen!"

Das Gefühl stolzen Triumphs leuchtete bei diesen Worten aus seinem funkelnden Auge. Hoch aufgerichtet, näherte er sich dem Italiener, legte ihm die Hand auf die Schulter und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: „Ich weiß, Seine Heiligkeit denkt ganz wie ich: Der gefährlichste Feind des römischen Stuhls ist Frankreich. Nur durch Frankreichs Demüthigung kann Rom zu der ihm gebührenden Weltherrschaft gelangen.

Nun wohlan! Mit Gottes und der Eidgenossen Hilfe werde ich die Franzosen noch vor Ende dieses Sommers aus Italien gejagt haben!" — Er drehte sich um und kehrte an den mit der Landkarte bedeck-

ten Tisch zurück, während der Emissär den Saal verließ, um Zwingli zu holen.

Wieder folgte das Auge des Cardinals der Richtung, welche sein Siegszug nehmen sollte. Und indem er die mit schwarzen Kreuzen bezeichneten Städte mit dem Blicke überflog, murmelte er: „Ich werde sie alle im Namen des heiligen Bundes d. h. zur Verfügung des Papstes in Beschlag nehmen. Ich werde Eroberungen machen für den römischen Stuhl, wie sie noch nie ein Papst gemacht! Und wenn dann Julius gestorben sein wird — der Trunkenbold kann kein Jahr mehr überleben — dann — dann will ich vor der Neuwahl ein Wort mit dem Cardinalscollegium sprechen!“

Der Zug unermeßlichen Ehrgeizes, welcher bei diesem Selbstgespräch auf seinem Gesicht hervorgetreten war, verschwand plötzlich, als die Thür geöffnet wurde, und Zwingli eintrat.

Der Cardinal drehte sich um und reichte dem sich ihm Nähernden die Hand, welche Zwingli ehrfurchtsvoll an seine Lippen drückte. „Ich bin erfreut, Euch hier zu sehn, mein Sohn“ — begann

der tonsurirte General. — „Es ist eine schöne schweizerische Sitte, daß mit jeder kriegsgerüsteten Heerde ein geistlicher Hirt in's Feld zieht, auch im Heerlager das göttliche Wort zu predigen. Daß nun die Glarner Euch gerade gewählt haben, gereicht mir zur besondern Freude."

„Leider muß ich Ew. Eminenz bekennen, daß mich die Herrn von Glarus gewählt haben, nicht um mich auszuzeichnen, sondern um mich los zu werden" — versetzte Zwingli.

Der Cardinal lächelte freundlich und sagte: „Ich verstehe Euch. Die Glarner sind immer noch die alten Franzosenfreunde und zürnen Euch Eurer patriotischen Gesinnung wegen. Wie dem aber auch sei, für Euch wird diese Wahl entschieden nur gute Früchte tragen. Ihr werdet Gelegenheit haben, die Welt zu sehn. Nur gewöhnt, die Waffen des Geistes zu führen, werdet Ihr lernen, auch leiblichen und persönlichen Gefahren Stand zu halten. Für die Euch gebührende Auszeichnung aber werde ich Sorge tragen."

Er trat an den kleinen Tisch, auf welchem die

Geschenke des Papstes lagen, und fuhr, mit dem Finger darauf deutend, fort: „Dies Schwert und diesen Herzogshut macht der heilige Vater den eidgenössischen Hauptleuten zum Geschenk. Euch aber ertheile ich die ehrenvolle Aufgabe, diese Geschenke den Hauptleuten zu überreichen und die letztern vermöge Eurer bekannten Beredtsamkeit über die hohe Wichtigkeit und Bedeutung derselben aufzuklären."

Zwingli blieb eine Weile in Anschauung der prachtvollen Geschenke versunken. Auf dem Hute von rother Seide und mit kostbarer Verbrämung war der heilige Geist in Gestalt einer herabfliegenden Taube mit großen Perlen gestickt. Das geweihte Schwert aber, dessen Handgriff und Scheide ebenfalls von Perlen erglänzten, war von gediegenem Golde.

Nach langem Anschau'n begann Zwingli: „Ich hoffe zuversichtlich, diese schöne Verehrung wird meine Landsleute mit derselben andächtigen Rührung erfüllen, mit welcher sie mich erfüllt hat, in Sonderheit aber wird sie dazu dienen, in ihnen das Vertrauen zum heiligen Vater und zu Ew. Eminenz

dauernd zu befestigen. Denn ich darf Ew. Eminenz als rechtlicher Mann nicht verhehlen, daß viele der Hauptleute nicht ganz frei von einem gewissen Mißtrauen gegen Euch sind. Ja, um ganz offen zu sein, ich habe Stimmen gehört, die da behaupteten, die heilige Kirche sei gar nicht in Gefahr, und der heilige Vater wolle nur seine Kriegs- und Eroberungslust befriedigen!“

„Tod und Teufel!“ — platzte der Cardinal heraus, indem ein furchtbarer Zorn sein Gesicht entstellte — „das sind aberwitzige, sträfliche Reden! Die frechen Buben verdienen gepeitscht zu werden!“ — Doch der Ausdruck in Zwingli's Gesicht, welcher Erstaunen, wo nicht Entrüstung, verrieth, brachte ihn sogleich wieder zur Besinnung. „Ihr seht, mein guter Sohn“ — fuhr er ruhiger und mit erkünstelter Herzlichkeit fort — „wie weit die schurkische Partei, die, um den Franzosen zu dienen, einige ihrer Anhänger selbst in dieses zum Schutze der Kirche berufene Heer eingereiht hat, ihre Bosheit treibt! O, ich kenne ihre Umtriebe, daheim und im Heer! Ich weiß, daß Bern und Solothurn in demselben Augen-

blicke, wo ihr auszoget, um Frankreich zu bekämpfen, einem französischen Botschafter heimlich Geleit gegeben haben. Und ich weiß, daß vor wenigen Minuten, als die Hauptleute unten im Hofe meine Verheißungen bekrittelten, sich nur eine Stimme zu Gunsten meiner und der heiligen Sache erhob! Habe ich doch vor den schändlichen Umtrieben dieser Partei, verkleidet, bei Nacht und Nebel, aus meinem Vaterlande fliehn müssen — ich, ein Cardinal, eine Säule der Kirche!"

Er schritt, wieder heftiger bewegt, mit schweren Schritten im Saale auf und nieder und rang sichtbar danach, seiner leidenschaftlichen Wallung Meister zu werden.

„Dieser König von Frankreich" — begann er endlich wieder — „hat ein dem Papste feindseliges Concil nach Pisa berufen! Die dort versammelten, von Frankreich bestochenen Cardinäle haben den heiligen Vater aller geistlichen und weltlichen Würden entsetzt! Und Angesichts dieser himmelschreienden Thatsachen wagen eure dummen oder boshaften

Hauptleute noch zu behaupten, die Kirche sei nicht in Gefahr, und der Papst führe einen Eroberungskrieg! — Ich aber sage euch, das Oberhaupt der Kirche und somit die Kirche selber wird so lange in Gefahr schweben, als noch ein französischer Fuß auf italienischem Boden steht!

Und in diesem Sinne möget Ihr sprechen, wenn Ihr ihnen diese Geschenke des heiligen Vaters, die sie eigentlich nicht verdient haben, überreichen werdet. Was aber mich persönlich angehet, so saget ihnen, daß ich über jedem Verdacht und Argwohn stehe, daß mein ganzes Leben der Kirche und ihrem heiligen Oberhaupte geweiht ist. Für die Eidgenossen endlich wird es jedenfalls ehrenvoller sein, in den Geschichtsbüchern der Mit- und Nachwelt die „Beschirmer der christlichen Kirche," als die „Soldknechte Frankreichs" genannt zu werden!"

Nach diesen Worten blieb er dicht vor Zwingli stehn und schien auf seinem Gesicht den Eindruck zu erforschen, welchen er mit Hilfe seiner Spitzfindigkeit auf ihn hervorgebracht. Gleichzeitig aber trat der Emissär wieder ein und fragte: „Wird Euer

Eminenz geruhen, die Veronesischen Edlen zu empfangen?"

„Sie müssen noch warten!" — antwortete der Cardinal barsch und hochmüthig — „mögen sie erkennen lernen, daß sie jetzt nicht mehr mit einem französischen General, sondern mit einem Kirchenfürsten zu thun haben!" — Darauf wandte er sich wieder an Zwingli und sagte: „Morgen, vor unserm Abmarsch, vor dem ganzen versammelten Heer, möget Ihr die Geschenke Seiner Heiligkeit den Hauptleuten überreichen. Es ist ein Zeichen meiner höchsten Gunst, daß ich Euch mit diesem ruhmvollen Auftrage betraue. Möget Ihr Euch dieser Gunst und Auszeichnung auch fernerhin würdig machen!"

Zwingli küßte wieder die dargereichte Hand des stolzen Mannes und verließ den Saal und Palast. Er entledigte sich am nächsten Morgen zur vollsten Zufriedenheit des Cardinals seines ehrenvollen Auftrages. Die Hauptleute empfingen von ihm mit Erstaunen und andächtiger Rührung die Geschenke des heiligen Vaters. Wenn sich aber in der Folge

wieder Stimmen gegen den Hochmuth und die Hinterlist des Cardinals erhoben, so trat er nicht mehr als Vertheidiger auf, sondern verließ schweigend und nachdenklich die Gruppe der Unzufriedenen.

Zwölftes Kapitel.

Pavia. Dominikaner.

Der Feldzug nahm ganz den Verlauf, wie ihn der kriegskundige Cardinal berechnet hatte. In Villafranca vereinigte sich das eidgenössische Heer mit den Venetianer. Die vereinigte Macht zog gen Valeggio, welches die Franzosen, fliehend, in Brand steckten. Ueberhaupt kam es zu keinem ernsten Kampfe, da die Franzosen nach kleinen Scharmützeln und unbedeutenden Reitergefechten sich stets zurückzogen. Cremona ward ohne Schwertstreich eingenommen und huldigte dem Cardinal, der es im Namen des heiligen Bundes in Beschlag nahm. Endlich gelangte man vor Pavia, und hier erst schien sich ein ernster Kampf entwickeln zu wollen.

Die Venetianer hatten ihr Geschütz aufgepflanzt, um Stadt und Brücke zu beschießen, und die Eidgenossen waren am Tessin gelagert, des Befehls gewärtig, über den Fluß zu setzen.

Unter den Letzteren namentlich herrschte eine so heitre, lustige Stimmung, als stände ein Fest, und nicht ein Kampf auf Tod und Leben bevor. Die fehdelustige Jugend, die in diesem Feldzuge noch keine gefährlichen Abenteuer bestanden, wohl aber gute Beute gemacht und ein üppiges Leben geführt hatte, brannte vor Begierde, ihre Kraft und Gewandtheit und ihren Muth zu zeigen. Die Hauptleute hatten Mühe, sie im Zügel und in Ordnung zu halten.

Unter einer Schaar solcher Tollköpfe befand sich Zwingli und war eben bemüht, ihren Uebermuth durch ernste Ermahnungen zu dämpfen, als am jenseitigen Ufer des Tessin einige Lanzknechte erschienen und den Spottruf: „Muh! Muh!“ — womit sie die Schweizer zu höhnen pflegten, ertönen ließen.

Die deutschen Lanzknechte waren damals bereits die ebenbürtigen Rivalen der Schweizer. In mehr

als einer Schlacht hatten sie sich den Ruf kühner und tapfrer Krieger erworben, und die französischen Werber bemühten sich um sie fast so sehr, als um die Schweizer. Diese Rivalität erzeugte Neid und Eifersucht auf beiden Seiten, und die beiderseitige Begierde, sich hervorzuthun, hatte eine Menge unglaublicher Tollkühnheiten zur Folge. Angesichts eines Lanzknechtes wagte der Schweizer das Unmögliche.

So hatten die eidgenössischen Jünglinge kaum die Lanzknechte am jenseitigen Ufer erblickt und ihren Spottruf vernommen, als sie sich, mit der Hellebarde bewaffnet, in den Strom stürzten und unter dem Kugelregen beider Heere hinüberschwammen. Diesmal aber zogen sich die Lanzknechte zurück. Nur zwei von ihnen schienen sich im Gesträuch am Ufer zu verbergen.

Zwingli war inzwischen, von dem seltsamen Schauspiele angelockt, bis dicht an's Ufer vorgeschritten und schaute mit Spannung nach den kecken Jünglingen hinüber, welche jenseits im Gesträuch nach den beiden versteckten Lanzknechten suchten.

Plötzlich tauchten zu seiner Rechten zwei feindliche Gestalten aus dem Flusse empor. Es waren die beiden Lanzknechte, welche nun, nachdem sie das diesseitige Ufer erreicht, auf ihn, den fast Wehrlosen eindrangen. Zwingli erkannte wohl, daß er verloren sei. Indeß wollte er sein Leben so theuer, als möglich, verkaufen. Er zog seinen leichten Degen und erwartete die Feinde.

Sie waren nur noch wenige Schritte von ihm entfernt, als plötzlich ein Schuß erkrachte, und der vorderste von ihnen niedersank. Der zweite schaute sich um und sprang zurück in den Fluß. Zwingli's Retter war ein Glarner Gemsenjäger, der aus der Ferne seine Gefahr bemerkt und mit seiner nie fehlenden Flinte einen Meisterschuß gethan hatte.

Inzwischen war ein andrer Act des Uebermuths nicht so glücklich abgelaufen. Lapalice, der französische General, hatte, die Uebermacht des Feindes gewahrend, den Rückzug befohlen und sammelte seine Schaaren auf dem Hauptplatze der Stadt. Etwa hundert Schweizer, welche das Belagerungsgeschütz bewachen sollten und die Fluchtanstalten bemerkten,

konnten ihre Kampfbegierde nicht zügeln und erstiegen die Mauern der Stadt. Fast die Hälfte von ihnen erlag den Lanzenstichen der Franzosen. Die Uebrigen verdankten ihre Rettung nur den engen Straßen und der Hilfe der Einwohner. Durch diesen Kampf aber war Lärm entstanden. Die Schweizer im Lager ließen sich nicht mehr halten, sondern drangen in Schaaren durch die Thore.

Die französischen Haufen, schon in Bewegung, eilten über die Brücken zu kommen, und die Lanzknechte erhielten den Befehl, den Rückzug zu decken.

Da entspann sich ein furchtbares Gefecht zwischen Lanzknechten und Schweizern. Beide bewährten ihren Ruf. Zum Unglück der Lanzknechte brach unter der Last des Geschützes und Zuges die hölzerne Brücke bei Gravelone. Was zurückgeblieben, konnte den Schweizern nicht mehr entkommen. Da stürzten sich die Lanzknechte, verzweifelnd, in die Schwerter, in die Wellen — sie zogen den Tod der Gefangenschaft vor.

Auf dem Hauptplatze der Stadt hielt zu Pferde der stolze Cardinal in kriegerischer Rüstung und

weidete sein Auge an dem Anblick des Eroberten, des Trosses, der Fahnen, des Geschützes, welches von allen Seiten herbeigeschleppt wurde. Paul Baglione, der Anführer der Venetianer, und Ulrich von Hohensax, der eidgenössische Feldherr, hielten in seiner Nähe. Die Geistlichkeit, der Adel, die Bürgerschaft von Pavia, welche den Cardinal in die Stadt geleitet hatten, hielten sich in einiger Entfernung.

„Werden wir wieder der Tonsur übergeben, was das Schwert erobert?“ — fragte der stolze Venetianer den eidgenössischen Feldherrn.

„Ich hab ein Schreiben von der Tagsatzung in der Tasch'“ — versetzte der Gefragte — „daß ich unser Recht auf das Eroberte wahren soll. Und das werd' ich thun, im Guten oder Bösen. Denn wie darf der Cardinal Land, Schloß und Städt' für päpstliche Heiligkeit allein in Beschlag nehmen, so wir mit vielen Kosten an Geld und Blut erobert haben?“

„Seine Eminenz hat's aber bisher gethan“ — versetzte der Venetianer. — „Seine Eminenz hat

auch beim Einzuge in diese Stadt wieder die Hauptrolle gespielt. Seine Eminenz behandelt uns als untergeordnete Diener."

„Seine Eminenz soll bald sehn, daß wir nicht seine Knechte sind" — entgegnete Ulrich von Hohensax. — „Ich hab den Bürgern Pavia's versprochen, die Stadt mit Plünderung zu verschonen, wenn sie den Eidgenossen einen Monat Sold gibt. Und ich werd' hier im Lager bleiben bis nach erfolgter Bezahlung, so wahr ich ein Eidgenoss' bin. Außerdem gelüstet den Cardinal, auch den Herzog von Savoyen zu bekriegen. Dazu sind wir Eidgenossen aber nicht hergekommen und werden ihm dazu nicht behilflich sein. Mit unserm Blut soll sich Seine Eminenz keine Ehren und Würden mehr erkaufen!"

In diesem Augenblicke sprengte ein Reiter mit verhängtem Zügel auf den Platz und fragte nach dem Cardinal.

Vor Seine Eminenz geführt, berichtete er, daß der Genuesische Edle Fregoso, mit einigen tausend Mann in seiner Vaterstadt eingezogen, sich mit dem

Volke verbunden und die französische Besatzung verjagt habe.

Die Augen des Cardinals funkelten vor Freude. Das unglaublich leichte und schnelle Gelingen seiner stolzen Pläne schien auch seinem stolzesten und kühnsten Plane Gelingen zu verheißen. Mit erhobener Stimme theilte er den Hauptleuten der beiden Heere die erfreuliche Nachricht mit. „Bald“ — fügte er triumphirend hinzu — „Bald ist unser glorreiches Ziel erreicht. Bald wird kein französischer Fuß mehr auf italienischem Boden stehn. Noch in dieser Stunde will ich einen Boten an den heiligen Vater entsenden und ihm unsre Siege verkündigen. Die wackern Männer aber, deren starke Arme das große Werk vollbracht, dürfen auf den ewigen Dank des heiligen Vaters rechnen!“

„An schönen Worten und Versprechungen hat es Rom und seinen Creaturen noch niemals gefehlt!“ — flüsterte Baglione dem eidgenössischen Feldherrn zu — „Venedig hat ein schriftliches Versprechen des Papstes in Händen, daß es seinen Antheil an dem Eroberten haben soll. Wie der Cardinal des

Papstes Versprechen erfüllt, habt Ihr gesehn! —
Aber" —

Die Rede des Venetianers ward hier durch den Aufbruch des Cardinals unterbrochen, welcher, von dem Adel, der Geistlichkeit und den Bürgern Pavia's begleitet, unter Musik und dem Freudengeschrei des Volkes nach dem für ihn bestimmten Palaste zog.

Nie hatte ein Eidgenoss' ein lustigeres Lager gesehn, als dasjenige in Pavia. Ausruhend auf den Lorbeeren eines beispiellos siegreichen Feldzuges, beutebeladen, schwelgte er in den Genüssen, welche eine wohlwollende Bürgerschaft ihm bot, und vertilgte an Fisch, Fleisch, Früchten und Malvasier unermeßliche Massen.

Eine neue Siegesbotschaft erhöhte seinen Stolz und seine Fröhlichkeit. Rudolph Nägeli, der Anführer der Berner, war mit einer Abtheilung gen Mailand gezogen. Bei seiner Annäherung waren zuerst die Väter der Kirchenversammlung von Pisa, die später nach Mailand verlegt worden, geflohn.

Demnächst hatte der französische Feldherr sein Heil in der Flucht versucht. Und endlich waren die Berner, mit Jubel von der Bevölkerung empfangen, als Sieger in Mailand eingerückt.

Nur einer von den Eidgenossen, unser Held, Ulrich Zwingli, nahm nicht Theil an der allgemeinen Fröhlichkeit und Lust. Der sonst so heitre, lebenslustige Mann war plötzlich melancholisch geworden und stöberte, während seine Landsleute in Genüssen schwelgten, fast traurig in den Bibliotheken der Klöster herum.

Redliche offene Gemüther werden durch nichts so sehr, als durch ein Mißtraun, welches sie beschlichen, gequält. Und Zwingli mißtraute dem Cardinal, er mißtraute den Absichten des heiligen Vaters. Er ahnte, daß die Eidgenossen nur den Herrn gewechselt, daß die angebliche Gefahr der Kirche nur eine Vorspiegelung sei.

Hierzu kam, daß sich ihm in Pavia die Entartung der Kirche und ihrer Diener in ganz erschrecklicher Gestalt enthüllte. In den Klöstern, deren Bibliotheken er besuchte, entdeckte er eine Unwissenheit und

Sittenlosigkeit, die ihn entsetzten. Er hatte geglaubt, je näher er Rom, der Stadt der Städte, der allmächtigen Beherrscherin der Geister, kommen würde, desto höhere Bildung, desto größere Tugend zu finden. Und jetzt versicherte man ihm öffentlich, ohne Scheu und lächelnd über sein Erstaunen: „Je näher bei Rom, desto schlechter der Christ!“ — „Wer nach Rom will, der lasse die Frömmigkeit daheim“ — sagte ihm der Prior eines Klosters. Und einen trunkenen Mönch hörte er öffentlich in einer Herberge rufen: „Zu Rom kann man mit dem Zipfel seiner Mütze bis in die Hölle graben!“

Einmal wagte Zwingli seine Betrübniß hierüber gegen den Cardinal zu äußern. „Mein Sohn“ — versetzte Seine Eminenz — „vorerst müssen wir die äußere Gewalt der Mutter Kirche wieder befestigen; dann erst wird es Zeit sein, die innern Gebrechen in Betracht zu ziehn. Uebrigens bedenket, daß kirchliche Verbesserungen stets nur von dem Oberhaupte der Kirche ausgehen müssen!“

Auch diese Antwort des Cardinals gab Zwingli zu ernsten Betrachtungen Anlaß. — Wenn Rom ein

Sitz der Ausschweifung und der Sittenlosigkeit war, wie konnte von Rom eine kirchlich-sittliche Verbesserung ausgehn?

Eines Nachmittags — etwa 14 Tage nach dem siegreichen Einzug in Pavia — hatte Zwingli mit Fleiß und Eifer in der Bibliothek des Dominikanerklosters seinen Studien obgelegen. Er stand eben am Fenster und betrachtete den majestätischen Untergang der Sonne, welche, scheidend, ihren Lichtkuß noch an die Spitzen der Häuser und die Wipfel der Bäume hauchte. Der Himmel schwamm in einem Meere von Gold und Roth, die sich allmälig in Orange verwandelten und endlich in die unbestimmte Farbe der Dämmerung verliefen.

Der Mensch, dessen Seele von einem Kummer, oder dessen Geist von Scrupeln gepeinigt wird, meidet gern die Gesellschaft und flüchtet sich in die Natur. Während ihre großartigen Schauspiele und ihr stilles, geheimnißvolles Walten ihn erheben, scheint die strenge Naturnothwendigkeit, die sie offenbart, ihn fügsamer in die dunkle Nothwendigkeit des Lebens, in das Schicksal zu machen.

Auch Zwingli fühlte sich durch den Anblick des prachtvollen Sonnenuntergangs wunderbar erhoben. „So wie dieser Sonnenball jetzt die Erde verlassen und doch morgen, leuchtend, wärmend und belebend wiederkehrt" — sagte er bei sich — „so wird auch das Licht der göttlichen Wahrheit, die Menschheit veredelnd und das Leben verschönernd, einst wieder aufleuchten!"

Er stand noch lange, diesen Gedanken weiter fortspinnend. Und als er dann zufällig einen Blick hinab nach dem Klostergarten warf, sah er denselben von einem matten, silbernen Scheine beleuchtet. Der Mond war aufgegangen. Sein sanftes, zartes Licht lag wie ein mildes Lächeln über dem Garten, und verlieh ihm den Charakter geheimnißvoller Ruhe und Behaglichkeit.

Zwingli hatte diesen Garten, der von den Klosterbrüdern nur selten besucht wurde, schon einige Mal am Tage betreten. Heut konnte er dem Verlangen nicht widerstehn, den prachtvollen Frühlingsabend in demselben zu genießen. Durch eine kleine Pforte gelangte er aus dem Klosterhofe leicht hinein,

ließ sich in einer dunklen Laube nieder und versank in Träumereien. — Plötzlich hörte er Stimmen und sah zwei dunkle Schatten sich der Laube nähern. Die Schatten, welche sich in der Nähe als Mönchsgestalten erwiesen, nahmen Platz auf einer Bank dicht neben der Laube, und Zwingli, welchem die Lust, seine Anwesenheit zu verrathen, schon bei den ersten Worten der Mönche verging, hörte folgendes Gespräch.

„Ich sage Dir, ob Schweizer oder Franzosen, sie sind unsre Feinde! Sie saugen Land und Leute aus und schonen selbst der Klöster nicht. Sie plündern und brandschatzen, sie sengen und brennen, und das beraubte, verarmte Volk kann an fromme Gaben für Kirchen und Klöster nicht mehr denken."

„Das seh' ich ein, Hochwürdiger; nicht aber, wie wir diese Heuschrecken verjagen mögen. Steht doch ein Cardinal, eine Säule der Kirche, an ihrer Spitze, und kämpfen sie doch, wie wir's von allen Kanzeln predigen müssen, zum Schutze der Kirche und ihres heiligen Oberhauptes."

„Der Cardinal, mein Sohn, wünscht den Abzug

aus Pavia noch sehnlicher, als wir. Seine Eminenz dürstet, wie ich genau weiß, nach neuen Siegen und Eroberungen und wird uns Dank wissen, auf welche Art wir auch immer den Abzug befördern. Was aber den heiligen Vater betrifft, so geb ich Dir mein Wort, er liebt die Schweizer gerade so sehr, als die Franzosen. Er hat sich der einen bedient, um die andern zu verjagen, wird aber seinen geliebten Becher erst dann mit Ruhe und Zufriedenheit trinken, wenn alle Fremdlinge von Italiens Boden vertrieben sind!“

„Das lasse Gott, der Allmächtige, recht bald geschehn! Zuvörderst wolle nun aber Ew. Hochwürden die Güte haben, auf die Art und Weise hinzudeuten, wie wir armen schwachen Mönche den Abzug der wilden und rohen Krieger, welche diese unglückliche Stadt aussaugen und verwüsten, zu befördern vermöchten.“

Nach kurzer Pause versetzte Seine Hochwürden mit gedämpfter, obwohl für Zwingli immer noch verständlicher Stimme: „Du weißt, guter Sohn, daß eine That, zum Heile der Kirche und ihrer frommen

Diener, vollbracht, auch wenn sie strafbar vor der weltlichen Gerechtigkeit wäre, vor dem geistlichen Richterstuhl nicht allein Gnade, sondern Dank und Anerkennung findet. Nicht' allein die Städt' und Dörfer, sondern auch die Kirchen und Klöster unsers Landes sind durch die Habgier fremder Kriegerhorden in Armuth und Elend gestürzt worden. Die Pflicht der Selbsterhaltung gebietet uns, jedes Mittel zu ergreifen, welches uns von dieser erdrückenden Last befreien kann.

Ein solches Rettungsmittel gibt uns der Himmel in seiner unerforschlichen Weisheit jetzt in die Hand.

Eine böse, schnell tödtende Krankheit hat sich seit etlichen Tagen in die Mauern Pavia's eingeschlichen."

„O, ich weiß. Selbst der Pförtner unsers Klosters ist von ihr befallen." —

„So ist es, mein Sohn. Und wir können nun ein großes Uebel durch ein kleineres vertreiben. Indem wir das Gerücht von dieser pestartigen Krankheit schnell in der Stadt verbreiten — indem wir die Leichen zu wiederholten Malen durch die Straßen

tragen lassen, damit man sich über die Zahl der Krankheitsopfer täusche — und indem wir endlich der Krankheit selbst in gewisser Hinsicht Vorschub leisten“ — der Redner hielt hier einige Secunden inne, als wollte er dem Mönche Zeit zum Verständniß des wichtigsten und doch dunkelsten seiner Sätze lassen — „indem wir, sage ich, der Krankheit Vorschub leisten, das heißt, ihr größere Dimensionen geben, sie namentlich unter den fremden Kriegern zu verbreiten suchen; werden wir das Heer mit Entsetzen erfüllen, und die Todesfurcht wird es von dannen treiben!“

„Der Plan ist herrlich, hochwürdigster Prior. Nur begreife ich nicht, wie sich eine solch gefährliche Krankheit nach Wunsch und Gutdünken verbreiten läßt.“

„Ich wüßte es auch nicht, wäre nicht unser Pater Giuseppe ein gelehrter Arzt, welcher in dergleichen Dingen große Erfahrung und Kenntniß besitzt. Hier diese weißen Pulver, welche sich in Wasser vollkommen auflösen, erzeugen nach seiner Behauptung ganz ähnliche Symptome, als die bösartige Krankheit, ohne gerade immer den Tod herbeizuführen.“

Jene Pause, welche unter Schurken auf verbrecherische Enthüllungen zu folgen pflegt, trat ein. Endlich aber sprach der Mönch: „Verzeiht, Hochwürdigster, wenn ich Unerfahrener mir noch eine Frage erlaube. Könnte unsre Kriegslist nicht entdeckt und unser Bemüh'n für die gute Sache übel ausgelegt, wohl gar grausam bestraft werden?“

„Pater Giuseppe betheuert, daß wir eine Entdeckung unter keinen Umständen zu befürchten haben. Die medicinische Kunst ist unter dem rohen Hirtenvolk nur wenig entwickelt. Ueberdies wird sich der Cardinal den allgemeinen Schrecken zu Nutze machen und auf augenblicklichen Abzug dringen. Im äußersten Falle aber übernehme i ch alle Verantwortlichkeit.“

„Gut! Herrlich!“ — rief jetzt der Mönch, indem er sich freudig die Hände rieb. — „Gebt mir nur sogleich einige von den Pulvern. Ich werde meine Schuldigkeit thun. Und in unserm eigenen Kloster werd' ich den Anfang machen!“

„Wie? Was, mein Sohn? — Du redest irre!“

„Nicht im geringsten, Herr Prior! — Ihr entsinnt Euch, einem jungen Priester des Hirtenvolks die Erlaubniß gegeben zu haben, in unsrer Bibliothek seinen Studien obzuliegen. Nun wohl, dieser anmaßende Mensch, der sich mit seinen Kenntnissen und seiner Tugend brüstet, spionirt unser klösterliches Leben aus, schimpft öffentlich über unsre Unwissenheit, tadelt unsre harmlosen Vergnügungen und Genüsse, nennt uns roh, sittenlos und heuchlerisch, kurz, er schmäht und entehrt die ganze Ordensgeistlichkeit unsers Landes!“

„Der Verfluchte!“ — sprach der fromme Prior.

„Schon seit einigen Tagen trage ich mich mit dem Plane, diesen frechen und gefährlichen Menschen zu züchtigen und unschädlich zu machen. Jetzt endlich ist er reif, dieser Plan, dies Pulver, geschüttet in den Wasserkrug, aus welchem er in der Bibliothek täglich trinkt, wird uns von ihm befrei'n!“

„Es sei, mein Sohn! der Schändliche hat sein Schicksal verdient. Doch vergiß nicht, daß ein Opfer nicht genügt. Unsichtbar, still und doch verheerend, wie Pestluft, muß die Krankheit über die

feindlichen Horden kommen. Der panische Schrecken allein wird sie der Besinnung berauben und von dannen jagen. Also triff Deine Maßregeln und sei thätig zur rechten Zeit. Rasch, wie der Blitz, muß das Unheil kommen, soll es wirksam sein. Suche noch an diesem Abend einige Deiner getreuen und zuverlässigen Beichtkinder auf und instruire sie. Morgen wollen wir das Weitere besprechen. Und nun gute Nacht, gute Nacht!"

Nach diesen Worten erhob sich der Prior und kehrte, von dem Mönche begleitet, in's Kloster zurück.

Zwingli aber, von Angst und Grausen erfüllt, schlich sich aus dem Garten nach dem Klosterhofe und athmete erst auf, als ihn der Pförtner hinausgelassen und er auf freier Straße stand. Indem er dann weiter ging, überlegte er. Sollte er durch die Straßen Pavia's rennen und mit dem Rufe: „Hütet euch vor Gift!" — die Stadt in Alarm setzen? Oder sollte er zu dem Cardinal eilen und ihm den entsetzlichen Plan der Dominikaner enthüllen? — Das Letztere schien ihm das Klügere zu

sein, und so eilte er nach dem von Matthäus Schinner bewohnten Palaste.

Der Vorhof war von Fackeln erleuchtet und von den Anführern der Venetianer und eidgenössischen Hauptleuten erfüllt.

Zwingli vernahm heftige, zornige Worte aus einer der Gruppen und stand still. „Ich habe euch schon einmal gesagt, wir sind die Betrogenen!“ — rief Baglione, der Feldherr der Venetianer. — „Der Papst hat uns schriftlich versichert, daß das, was wir von dem früher Verlorenen wieder erobern würden, uns zur Entschädigung zufallen solle. — Der Cardinal aber hat Alles für „den heiligen Bund“ in Beschlag genommen. Jetzt fängt er gar noch wegen des Lösegeldes für die gefangenen Reisigen Händel mit uns an. Ueberdies ist er roh und hoffärtig und vergißt, daß der Adel Venedigs unter unseren Fahnen kämpft. Ich werde im Namen der Republik sein Heer verlassen!“

„Wir können euch nicht hindern zu thun, was ihr für recht und ehrenwerth haltet“ — versetzte Ulrich von Hohensax. — „Was uns betrifft, so haben

wir heut unsern Monatssold erhalten und werden beim Abschiede dafür sorgen, daß der Cardinal auch unsrer sonstigen Rechte ein wenig gedenkt. Auch werden wir unser Versprechen halten und morgen mit ihm gen Tortona ziehn. Sollte sich aber dort kein Feind mehr zeigen, so werden wir ruhig in unsre Heimath zurückkehren. Denn auch wir sind nicht gesonnen, Seiner Eminenz Kriegsdurst mit unserm Blute zu stillen. Als man dem heiligen Vater die Botschaft von der Einnahme Pavia's überbracht, soll er, mit dem Beten der Litanei beschäftigt, statt „S. Petre ora pro nobis" — „S. Schwitzere ora pro nobis" gerufen haben. Nun wohl, so mag er von dem Eroberten nicht Alles dem Sanct Peter, sondern auch dem Sanct Schweizer Etwas zukommen lassen."

Zwingli war eben im Begriff, die durch diesen Scherz erheiterte Gruppe zu verlassen, als er, am Arme berührt und sich umdrehend, einen Diener des Cardinals erkannte.

„Seid Ihr der Pfarrer aus Glarus?" — fragte leise der Diener, und als Zwingli die Frage bejaht

hatte, fügte er hinzu: „Seine Eminenz wünscht Euch sogleich zu sprechen.“

Wenige Minuten darauf stand Zwingli vor dem Cardinal.

„Gehöret auch Ihr zu den Unzufriedenen und Treulosen?“ — fragte Matthäus Schinner, indem er sein durchbohrendes Auge auf das erregte Gesicht des Pfarrers heftete.

„Ich bin zu dieser späten Stunde noch hierher geeilt“ — versetzte Zwingli — „um Ew. Eminenz von einem unerhörten Bubenstück zu berichten, welches die Väter Dominikaner gegen das eidgenössische Heer im Schilde führen.“

Der Cardinal machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und sagte: „Ich habe jetzt keine Zeit für Klostergeschichten und kann die entarteten Mönche nicht heilig machen.“

Zwingli erglühte vor edler Entrüstung. Furchtlos und mit erhobner Stimme sprach er: „Eure Eminenz gestatte mir, die feste Ueberzeugung auszusprechen, daß alle Siege, welche das Heer für den heiligen Vater gewinnt, den Schaden nicht aufwie-

gen, welchen der gottlose Wandel der hiesigen Geistlichkeit der Kirche zufügt, und daß, wenn man dem Uebel nicht steuert, dasselbe allen Glauben und alle Tugend ersticken wird. Ueberdies aber bedroht das beabsichtigte Bubenstück das Leben vieler meiner Landsleute, welche ihr Blut für den heiligen Vater verspritzen. Euer Eminenz hat also nicht blos die Verpflichtung, das Leben dieser tapfern und getreuen Krieger zu schützen, sondern auch die verrätherischen Buben, welche dasselbe bedrohn, streng und unerbittlich zur ewigen Warnung zu bestrafen!"

„Ihr sprechet kühn, mein Sohn" — sagte Matthäus Schinner mit erkünstelter Milde — „Wenn indeß Eure Enthüllung von so außerordentlicher Wichtigkeit ist, so erzählet. Ich will Euch anhören."

Zwingli erzählte, der Wahrheit getreu, das eben Erlebte. Seine Erregung war noch so gewaltig, daß er das kalte, dämonische Lächeln nicht bemerkte, welches während seiner Erzählung wiederholt über des Cardinals finstre Züge flog. — „Und bin ich der Erste und Einzige, welchem Ihr dies Geheimniß enthüllt?" — fragte der Cardinal, als Zwingli schwieg.

„Hätte ich's einem Andern, einem meiner Landsleute vertraut, so würdet Ihr schon jetzt das Wuthgeschrei unsrer Krieger hören, und nicht allein das Kloster der Dominikaner, sondern ganz Pavia würde morgen ein Aschenhaufen sein.“

„Sehr richtig, mein Sohn. Eure Besonnenheit und Ergebenheit können nicht verfehlen, Euch in unsrer Gunst zu heben und zu befestigen, und wir freuen uns im Stande zu sein, Euch sogleich einen neuen Beweis unsrer Achtung und unsers Vertrauens zu geben. — Zuvörderst aber laßt Euch sagen, daß Ihr Euch jeder Besorgniß in Bezug auf den verruchten Plan der Dominikaner entschlagen könnt. Denn erstlich werde ich noch in dieser Stunde das Kloster besuchen und die tückischen Verräther zwar in's Geheim, doch um so schonungsloser bestrafen. Für's Zweite haben sich Eure Hauptleute soeben für bereit erklärt, schon morgen mit dem Heere aufzubrechen und neue Siege für die Kirche zu erringen.“

Er schwieg eine Weile, während er in Zwingli's Zügen nach dem Eindrucke seiner Worte zu forschen

schien, und fuhr dann fort: „Was den Beweis unsrer Achtung und unsers Vertrauens zu Euch betrifft, so erfahret, daß wir heut eine Botschaft aus Rom erhalten haben. Seine Heiligkeit ist entzückt, die Feinde der Kirche aus Italien vertrieben zu wissen, und hat in ihrer überschwänglichen Gnade beschlossen, die tapfern Männer, deren Arme das große Werk vollbracht, mit dem Ehrentitel „Beschirmer der Freiheit der christlichen Kirche“ zu belohnen. Ueberdies aber wird Seine Heiligkeit den tapfern Eidgenossen zwei große Hauptbanner und jedem der Orte ein kleineres seidnes Banner zum Geschenk machen. Form, Farbe und die Abbildungen auf denselben sollen die Eidgenossen selber bestimmen. Diese hohe päpstliche Gnade werdet Ihr morgen vor unserm Abzuge den versammelten Hauptleuten verkünden und die Ermahnung daran knüpfen, sich in dem weiteren Feldzuge einer so ungewöhnlichen Auszeichnung würdig zu machen.“

Zwingli's düstre Miene erheiterte sich auch nach dieser Gnadenverkündigung nicht. „Gestand Euer Eminenz nicht soeben, daß die Feinde der Kirche

aus Italien vertrieben sind?" — fragte er nach kurzem Besinnen.

„Nun, und was weiter?" — rief der Cardinal mit zornsprühendem Auge.

Ruhig und furchtlos antwortete Zwingli: „Ich meine, daß, wenn die Feinde des heiligen Vaters und der Kirche vertrieben sind, wohl auch der Zweck dieses Feldzuges erfüllt ist. Und ich habe unsre Hauptleute die nämliche Meinung äußern hören."

„Schweig, Unverschämter!" — rief Matthäus Schinner, während eine grimmige Wuth seine Züge verzerrte, und er mit dem Fuße auf den Boden stampfte — „An dem heiligen Vater und demnächst an mir ist es, zu entscheiden, wann der Zweck dieses Krieges erreicht sein wird! Wie darfst Du Dich unterfangen, in Deiner beschränkten, untergeordneten Stellung über Plan und Ziel des heiligen Oberhauptes der Kirche ein Urtheil zu fällen? Was ist dem einfältigen Pfarrer von Glarus von Politik und Weltlage bekannt?"

„Euer Eminenz verzeihe gnädigst" — sprach Zwingli, ehrerbietig und bescheiden — „ich habe mich

wohl ungeschickt ausgedrückt; ich wollte Euer Eminenz nur die Stimmung in unserm Heere bezeichnen. Und was die Venetianer betrifft" —

„Eben dieser aufgeblasenen Venetianer wegen bedarf ich der ganzen Hingebung und Treue der Eidgenossen!" — donnerte der Cardinal — „Diese stolzen, eroberungssüchtigen Republikaner, die, nicht um die Kirche zu schützen, sondern um ihre Habgier zu befriedigen, sich uns angeschlossen haben, und von denen wir jeden Augenblick einen Verrath zu gewärtigen haben, will ich demüthigen!" — Er hielt eine Weile inne und ging mit dröhnenden Schritten auf und nieder. Darauf fuhr er fort: „Aber Ihr seid nicht mehr würdig unsers Vertrau'ns. Ihr seid auch nicht würdig, die gnadenvolle Botschaft des heiligen Vaters zu verkündigen. Ich werde mir einen Andern dazu auserwählen. Geht!"

Der Cardinal hatte eine stolze, hoheitvolle Würde angenommen, welche Zwingli imponirte. Mit weichem Tone versetzt' er: „Ich habe noch eine Entschuldigung für meine Aeußerung, welche Euer Eminenz so schwer verletzt hat. Ich bin nicht allein

ein Diener der Kirche, sondern auch ein Bürger meines Vaterlands. Und mein Vaterland bedarf der rüstigen und thätigen Arme seiner Jünglinge."

„Ein guter, gewissenhafter Diener der Kirche muß den Vortheilen dieser und daher auch dem Willen des heiligen Vaters alle weltlichen Rücksichten zum Opfer bringen!" — sagte der Cardinal stolz und drehte ihm den Rücken. — Traurig ging Zwingli hinweg. Gerade als er die Schwelle des Palastes überschritt, huschte eine Mönchsgestalt an ihm vorüber. Er blickte ihr nach und erkannte an der Kleidung einen Dominikaner. Ein fürchterlicher Gedanke durchzuckte ihn. „Heiliger Gott" — murmelte er, schaudernd — „so hat der Cardinal vielleicht gar um den entsetzlichen Plan der Dominikaner gewußt!"

Das verbündete Heer zog mit dem Cardinal bis Tortona und Alexandria. Nach einer abermaligen Zänkerei wegen des Lösegeldes und der Hoffart des Cardinals verließen die Venetianer ohne Abschied,

mitten in der Nacht, das Heer. Da sich kein Feind mehr zeigte, so ließen sich auch die Eidgenossen trotz aller Bitten und Versprechungen des Cardinals nicht länger halten. Nachdem sie sich in einem schriftlichen Vertrage mit Schinner ihre Rechte auf das Eroberte gesichert hatten, zogen sie im Monat Juli, ruhmgekrönt und beutebeladen, in ihre Heimath zurück.

Dreizehntes Kapitel.

Schlacht bei Novara. Bauernaufstand.

Etwa ein Jahr nach den im vorigen Kapitel geschilderten Ereignissen finden wir unsern Helden an einem prachtvollen Sommertage in dem kleinen Pfarrgärtchen zu Glarus, sitzend in einer Laube von Jasmin, eine Harfe in der Hand und sich ergötzend an den melodischen Tönen, welche seine Meisterhand dem Instrumente entlockte.

Der junge Niclaus, sein Diener, schneidet Blumen ab, um sie, zu einem Strauße vereinigt, in das Arbeitszimmer des Herrn Pfarrers zu stellen.

In dieses idyllische Stillleben tritt plötzlich Valentin Tschudi ein. Sein geistvolles, gewöhnlich

in Spottlust schwelgendes Gesicht trägt heut den Ausdruck der Begeisterung des Triumphs.

„Ulrich“ — rief er schon von ferne, den Freund erblickend — „unsre Landsleute haben in Italien eine Schlacht geschlagen, die den ruhmwürdigsten Schlachten der unsterblichen Helden von Griechenland zur Seite gestellt werden kann!“

Zwingli stellte, ohne ein Wort zu sprechen, die Harfe bei Seite, während Tschudi sich niedersetzte und dann fortfuhr: „Du weißt, daß, nachdem der Papst mit Genehmigung der Eidgenossen das Herzogthum Mailand dem Maximilian Sforza, dem Sohne des unglücklichen Ludwig, verliehn hatte, der eroberungssüchtige König der Franzosen ein Heer nach Italien schickte, sich mit Venedig verband und den Krieg gegen Mailand eröffnete, sowie, daß der Papst und die Eidgenossenschaft dem bedrohten Herzoge Truppen zur Vertheidigung schickten.

Gut. Ein Theil unsrer Hilfstruppen war auch bereits bis zum Herzoge gelangt, als die treulosen Mailänder, in der Ueberzeugung, daß das nahe, furchtbare französische Heer unbedingt den Sieg da-

von tragen tragen würde, sich für Frankreich erklärten. Der Herzog, an Allem verzweifelnd, nur von den wenigen Schweizern und einigen lombardischen Reitern unterstützt, warf sich nach Novara hinein. Das französische Heer folgte ihm auf dem Fuße und berannte die Stadt. Der französische General schrieb kurzweg seinem König: Wie er ihm einst den Vater (Ludwig Sforza) geliefert, so werde er ihm jetzt auch den Sohn liefern!

Entsetzlich wüthete inzwischen das Belagerungsgeschütz. Die Lanzknechte, die Todfeinde der eidgenössischen Krieger, schwelgten schon im Vorgefühle ihres Sieges. „„Nun sind Küh' und Kälber in einen Stall gesperrt““ — riefen sie spöttisch — „„und sollen uns nimmer entrinnen!““

Aber unsre Schweizer ließen sich nicht bange machen, sondern mit der ihnen eignen übermüthigen Munterkeit riefen sie den Lanzknechten zu: „„Sparet doch Pulver und Stein'; die Sturmlücken sind groß genug, kommt nur heran, ihr Schreier!““

Inzwischen sank doch Stück auf Stück von den Mauern, und selbst einige Thürme stürzten ein. Die

Noth stieg auf's Höchste. Der Herzog weinte; die Franzosen jubelten und liefen Sturm gegen die Lücken. Aber fest und unerschütterlich, eine lebendige Mauer, stand die Schaar der Schweizer und schlug jeden Angriff zurück. Endlich gegen Abend des zweiten Tages erhielten sie Zuzug. Nur der eidgenössische Feldherr von Hohensax fehlte jetzt noch.

Die Hauptleute hielten Kriegsrath und beschlossen, den Kampf zu wagen, ohne die Ankunft des Freiherrn abzuwarten.

Bei anbrechendem Morgen bereiteten sich 9000 Schweizer durch Gebet zum blutigen Werke vor. Dann zogen sie still, den Herzog in ihrer Mitte, durch die Thore und Mauerlücken; voran die kühnen Freiwilligen mit den von ihren Hüten bis auf die Achseln herabwallenden weißen Federn.

Plötzlich, als die Freiwilligen die französischen Vorposten erreicht und überrumpelt hatten, entstand Bewegung im feindlichen Lager. Latremoille, der französische General, stieg, nur halb bewaffnet, zu Pferde; die Lanzknechte stellten sich in Reih' und Glied, die Geschütze begannen zu krachen.

In drei Haufen rückten die Schweizer vor. Hinter ihnen stieg die Sonne auf. Vor ihnen in furchtbar schönem Glanz schimmerten die Harnische der französischen Kürassiere. Pulverdampf verhüllte die Schweizer, pfeifende Kugeln streckten Hunderte von ihnen nieder. Aber die Lebenden füllten die Lücken rasch aus, und inmitten des Waffengeklirrs, des Jammergeschrei's der Gefallenen bewahrte die Heldenschaar ihre Besonnenheit und drang unwiderstehlich vor. Nur der Herzog, der Feige, ergriff das Hasenpanier und jagte, verzweifelnd, mit seinen Reitern nach Novara zurück."

„Pfui!" — murmelte Zwingli.

„Endlich war die Heldenschaar bis zu den Lanzknechten vorgedrungen, welche das Geschütz decken sollten. Ein mörderischer Kampf entbrannte. Wie Löwen griffen die Schweizer an, wie Tiger wehrten sich die Lanznechte. Berge von Leichen thürmten sich auf. Aber das Häuflein des Angreifers schmolz, ihre Kräfte schwanden. Da rief Niklaus Conrad, der Sieger von Dorneck: „Lieben Brüder, werden unsre Freunde, Weiber, Kinder wohl nimmer wie-

dersehn, werden die Freuden des Lebens nimmer wieder genießen. Denn da vor uns steht sichrer Tod. Nun, so laßt uns in diesem unserm letzten Stündlein des althergebrachten Ruhmes der Schweizersöhn' und des theuren Vaterlands gedenken! Laßt uns sterben als würdige Nachkommen der Helden von Morgarten und Granson, von Sempach und St. Jacob!"

Und wieder drangen sie vor über die Berge von Leichen und durch Ströme von Blut. Nicht mehr mit Streitaxt und Hellebarde, sondern mit Dolch und Beimesser ward gekämpft. Die Hauptleute kämpften ganz wie die Gemeinen. „Lieber den Tod, als Schande!" rief der edle Benedikt von Weingarten, als er tödtlich verwundet darnieder sank.

In dieser ernsten, furchtbaren Stunde kam Rettung. Der dritte Haufen der Schweizer, der durch die feindliche Reiterei über eine Stunde am Uebergange eines Flusses gehindert worden, fiel jetzt mit ungestümer Wuth den Lanzknechten in die Seite und entschied schnell die Schlacht. Das Geschütz

ward genommen und gegen die Franzosen gekehrt. Das ganze französische Heer löste sich auf, Geschütz, Gepäck und einen Wagen voll Gold den Siegern zurücklassend.

Vergebens bemühten sich die französischen Anführer, die Fliehenden zum Stehen zu bringen. Sie hätten sich mit leidigen Teufeln geschlagen — riefen sie im blinden Schreck, und erst jenseit des Gebirges hielten sie sich für gerettet."

Der Erzähler schwieg, blickte Zwingli mit siegesstrahlenden Augen an und bemerkte mit Erstaunen neben dem Ausdruck der Freude auch einen Zug der Wehmuth in seinem Gesicht.

„Sonderling!" — sprach Tschudi — „zwingen Dir diese heldenmüthigen, ruhmbedeckten Krieger keine Bewunderung ab?"

„Ruhmwürdig ist's" — versetzte Zwingli — „ein siegreicher Krieger zu sein; doch ein höherer Ruhm ist's, ein freier, edler Bürger zu sein. Der roheste Mensch kann Muth und Tapferkeit besitzen; Bürgertugend dagegen ist nur unter gesitteten Völkern zu finden."

„Ich fürchte, Dein geistiges Auge ist krank“ — sagte Tschudi — „Du siehst die Dinge stets trübe an. Aus dem heitern, jovialen Zwingli ist ein Melancholiker geworden.“

Mit wehmüthigem Lächeln versetzte Zwingli: „Ich glaube doch, daß vielmehr die Dinge selbst trübe sind. — Sieh', ich habe, wenn auch nicht große, ruhmwürdige Schlachten, so doch einen siegreichen Feldzug mitgemacht und kenne also aus Erfahrung die Schattenseiten eines solchen. Ich will Dir die Folgen dieses neuen Sieges schildern. — Unsre siegreichen Landsleute werden Sold und Entschädigung für die Kriegskosten fordern. Der Herzog von Mailand aber ist arm und wird die Forderung nicht befriedigen können. Da werden denn die wilden, zügellosen Krieger anfangen zu brandschatzen und zu plündern. Anstatt Frankreich durch rasche Benutzung des Sieges zu einem vortheilhaften Frieden zu zwingen, wird das eidgenössische Heer sich auflösen in Unordnung und verheerend das fremde Land durchziehn. Schließlich wird ein Theil desselben in die Heimath zurückkehren, in den großen

Städten die reiche Beute verprassen, um später, wieder verarmt und mittellos, auf neue Feldzüge zu dringen.

Wer aber steuert zu diesen Feldzügen am meisten? — Der arme Landmann, derjenige also, welcher durch die Feldzüge in seiner Arbeit gestört wird, denn die rüstigen Hände der Jugend fehlen. Und kommt dieser Unglückliche in die Städte, was sieht er da? — Ein Leben voll Pracht und Ueppigkeit. Den Schweiß seiner Arbeit, die Früchte des Blutes seiner Söhne sieht er Andre genießen. Er sieht die vornehmen Herrn, welche für fremde Jahrgelder die Söhne des Landes nach Belieben auf die Schlachtbank liefern, allen Lüsten fröhnen. Und begehrt er etwa als eine geringe Entschädigung eine Erweiterung seiner Freiheiten und Rechte, so wird er vertröstet und abgewiesen. Ich sage Dir, ich sehe eine schlimme Volksbewegung, wohl gar einen blutigen Bürgerkrieg voraus."

Tschudi war nun auch ernst geworden. „In Bern, Luzern und Solothurn sollen derartige Volksbewegungen schon ausgebrochen sein" — sagte er.

Zwingli schaute lange Zeit gedankenvoll zu Boden. Dann begann er plötzlich mit bewegter Stimme: „Ich will Dir auch noch etwas vertrau'n, was mich tief bekümmert und die Zukunft in düstrem Lichte sehen läßt. Als Papst Julius gestorben war, der jähzornige, kriegerische Mann, der sich um die Gebrechen der Kirche wenig kümmerte, wohl aber den Sitz der Gnaden in einen Waffenplatz umschuf — da stieg in meinem Herzen die Hoffnung auf, sein Nachfolger würde sein Benehmen dem friedlichen Berufe eines Statthalters des Gekreuzigten anpassen, würde das geistige Wiederaufblühn Europa's sich zum Ziele setzen."

„Nun, und was hast Du an Leo X. auszusetzen?" — fragte Tschudi mit Erstaunen — „Alle Welt ist voll seines Lobes. Er soll freisinnig, geistreich und ein leidenschaftlicher Freund der Künste und Wissenschaften sein."

„Aber er ist verschwenderisch, liebt Pracht und Ueppigkeit — er, der Statthalter dessen, der da sagte: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Und im

Namen dessen, der da sagte: Des Menschen Sohn hat nicht sein Haupt hinzulegen! — führt er Prachtbauten aus und fordert Geld für die päpstliche Kammer. Nein, auch dieser Medici wird der Noth der Kirche nicht abhelfen, wird ihre Gebrechen nicht heilen. Und doch, wenn diese Gebrechen nicht bald geheilt werden, wird alle Religion zu Grunde gehn, und eine allgemeine Entsittlichung wird uns in heillose Barbarei stürzen!"

„Man merkt Dir doch an, daß Du die Schriften der Ketzer Huß und Wiclef studirst" — sagte Tschudi mit schelmischem Lächeln.

„Ich habe im Buche des Lebens studirt!" — rief Zwingli mit erhobener Stimme — „und was ich dort gefunden und gelernt, erfüllt meine Seele mit Angst und Schauder und zwingt mir die schreckliche Ueberzeugung auf, daß eine kirchliche Verbesserung, welche zum Heil der Welt doch unerläßlich ist, niemals von einem Papst oder von einem Cardinalscollegium ausgehen wird!" — Mit diesen Worten sprang er auf, trat aus der Laube und schritt, tief

erregt, in den schmalen Gängen des Gartens auf und nieder.

Einige Monate nach dieser Unterredung ward auf einem der nahe bei Glarus gelegenen Dörfer die Kirchweih' gefeiert. Fast die ganze Jugend der Stadt war erschienen, das Fest zu verherrlichen. Auch Ulrich Zwingli hatte sich eingefunden. Der allbeliebte und verehrte Pfarrer fehlte bei ländlichen Festen selten. Harmloser Freude beizuwohnen, that ihm so wohl; überdies aber trug seine Anwesenheit stets dazu bei, solche Feste vor zügelloser Ausgelassenheit zu bewahren.

Diesmal jedoch bemerkte Zwingli bald nach seinem Erscheinen eine ganz ungewöhnliche Stimmung und Bewegung unter den Landleuten. Man gab sich heimliche Winke, flüsterte einander in die Ohren, und sämmtliche bei dem Feste vertretene Gemeinden schienen von einem geheimen Einverständnisse beseelt.

Augenscheinlicher noch wurde dies Einverständniß, als nach reichlichem Genusse von Speisen und

Wein der Tanz begann. Die Jünglinge vom Lande überließen nicht blos den Städtern die Ehre des Vortanzes, sondern zogen sich allmälig ganz vom Tanzplatze zurück.

Voll banger Ahnung, suchte Zwingli den Ammann des Ortes auf, zog ihn bei Seite und sprach: „Ammann, ich seh' ein heimlich Treiben und Flüstern unter euch. Was habt ihr vor?"

„Wirst's bald gewahr werden" — versetzte der Ammann kurzab. Dann aber, nach kurzem Besinnen sprach er: „Komm', Herr Pfarrer, und trink noch einen Becher mit mir zu Ehren der Bauern und armen Leut'. Warst immer ihr Freund; hast Theil genommen an ihren Festen, hast sie getröstet in ihren Leiden, hast sie belehrt durch Predigt und Gespräch. Wirst ihnen auch heut noch beistehn mit Rath und That."

Er führte den Erstaunten nach einem einsamen Platz, wo Tisch und Bänke standen, setzte sich mit ihm nieder, ließ einen Krug mit Wein herbeibringen und hob an: „Was ist aus unserm Heer worden, das in Italien eine große Schlacht geschlagen und

gewonnen hat? — Viele Hundert sind gefallen, viele sind verstümmelt und verkrüppelt heimgekommen. Und etliche wenige verprassen ihre Beut' in den Städten. Wo sind nun die Frücht' von dem Blut unsrer Söhne?"

„Auch Du hast einen Sohn in jener Schlacht verloren?" — fragte Zwingli, theilnehmend.

„Hab' ihn verloren, den Jacob. War ein munter und tapfer Blut, meines Lebens Stolz!" — Er stürzte, seinen Schmerz zu betäuben, den Inhalt seines Bechers hinunter, wischte verstohlen eine Thräne aus dem Aug' und fuhr fort: „Und dafür, daß die vornehmen Herrn in der Stadt die Söhne des Landes auf die Schlachtbank liefern, um mehr Jahrgelder zu empfangen, dafür, daß sie uns durch die ewigen Feldzüg' in unserm Feldbau und Hauswesen hindern und uns viele arbeitsame Händ' entreißen, dafür wollen sie uns das Recht nehmen, über Krieg, Frieden und Bündnisse mitzuberathen, wie's vordem geschah? Wollen die Erwerbung des Bürgerrechts beschränken, damit die Ehrenstellen nur einigen Wenigen zufallen, und sie nach Willkür herrschen

können? Wollen die Leibeigenschaft nicht abthun, damit manche unsrer Brüder, Genossen freier Alpensöhne, dem vernunftlosen Vieh gleich geachtet bleiben?"

Wieder that er einen mächtigen Zug aus dem Becher, schlug mit der sehnigen Faust auf den Tisch und rief: „Gott soll mich strafen, wenn solch abscheulich Regiment nicht bald ein Ende nimmt! Wollen nicht gleichen den Feldgänsen, so man im Jahr' zweimal in gutem Ansehn hält — um St. Johannistag, da man sie berupft, und zu Martini, da man sie schlachtet — dazwischen aber den Füchsen und Wölfen preisgibt.

Wollen sie stürzen die grausame Tyrannei der Obern, so durch Frevel, Falsch, Untreu, Gunst und Ungunst das Land regieren und nur darauf denken, ihre Ehrsucht, Geldgier und Ueppigkeit zu befriedigen und das Vaterland zu verrathen! — Ja, das Vaterland zu verrathen, sag' ich! Hab' mit meinen Augen französische Werber in Glarus gesehn, als doch die Tagsatzung Truppen aushob zum Kriege gegen Frankreich. Kenn' sie recht gut die Austheiler fran-

zösischer Kronenthaler. Weiß, daß der Rathsherr Gysler durch französische Jahrgelder ein reicher Mann geworden! Weiß, daß der Venner*) Hudi seine kostspieligen Feste mit dem Sündengeld des Verraths bezahlt. Wollen sie aber jetzt züchtigen, die Kronenfresser; wollen Abrechnung mit ihnen halten. Wollen bewaffnet in die Stadt ziehn und zu Gericht sitzen über die Landesverräther. Wollen sehn, ob sie uns noch länger unsre Rechte und Freiheiten versagen können!"

Zwingli's Gesicht war sehr ernst geworden. Er ermaß sogleich die ganze Tragweite eines solchen Aufstandes. In Bern und Luzern waren bereits ähnliche Aufstände ausgebrochen: und die Obern des Landes hatten wichtige Zugeständnisse machen müssen. In Bern waren die Austheiler französischen Geldes sogar enthauptet worden, und in Luzern hatte der Schultheiß Amt und Güter verloren.

Andrerseits fand Zwingli die Beschwerden und Forderungen der Landleute vollkommen gerechtfertigt.

---

*) Fähnrich, Bannerträger.

Die Bestechlichkeit der Obern, über welche sie klagten, hatte in der That einen unerträglichen Grad erreicht. Die Theilnahme an den Beschlüssen über Krieg und Frieden gebührte ihnen schon deshalb, weil sie Geld und Lebensmittel zu jedem Feldzuge beisteuern mußten. Und die theilweise Leibeigenschaft mußte doch sicher ein Volk empören, dessen Söhne die glorreichsten Siege über Fürsten und Könige errangen.

Zwingli befand sich in einer höchst schwierigen Lage. Die Empörung offen zu billigen, verbot ihm seine Stellung. Die Forderungen der Aufrührer zu mißbilligen, verbot ihm seine innerste Ueberzeugung; um so mehr, als er sich eingestand, daß sein rastloses Eifern gegen die Laster der Zeit das Feuer des Aufruhrs gewissermaßen entzündet hatte.

„Seh' Dir an, weißt nicht, ob Du uns abmahnen oder ermuthigen sollst" — sprach der Ammann, Zwingli's Gedanken durchschauend — „Kann Dir aber sagen, daß die Unternehmung fest beschlossen ist, und daß selbst Dein Tadel uns nicht abhalten würd', nach der Stadt zu ziehen und zu fordern,

was Rechtens. Hoff' aber, daß Du Dich nicht zurückziehn und verstecken wirst. Hast uns unser Elend oft aufgedeckt und die Schändlichkeiten der Obern enthüllt. Kannst jetzt Deine Händ' nicht in Unschuld waschen oder uns schelten. Würd'st unser Vertraun und unsre Liebe verlieren."

Zwingli's Unentschlossenheit war geschwunden. Wohl sah er voraus, daß seine Theilnahme für die Aufrührer ihm neue Verkennung und später wohl die gehässigste Verfolgung zuziehen würde. Allein seine edle Seele erhob sich über Verleumdung und Unverstand, und der Verfolgung war er entschlossen, die Willenskraft eines starken Herzens entgegenzusetzen.

„Du hast Dich in mir nicht getäuscht" — sprach er, dem Ammann die Hand reichend — „Wofern ihr nur fordert, was recht und billig ist, werd' ich euch mit allen meinen Kräften unterstützen. Augenblicklich kehr' ich zurück nach der Stadt, werde die Obern von euren Beschwerden in Kenntniß setzen und ihnen, so weit es menschliche Beredtsamkeit vermag, in's Herz reden. Dagegen fordre ich von Dir

das Versprechen, daß Du die erregte Menge im Zügel halten, Niemandem Gewalt gestatten und jegliche Frevelthat hart bestrafen wirst.“

Der Ammann versetzte: „Versprech' es gern. Sind keine Räuber noch Mörder. Wollen nur Bestrafung der Verräther und Bestätigung unsrer Rechte. Soll uns lieb sein, so wir solches im Guten erhalten. Magst aber auch die in der Stadt anhalten, nicht Gewalt zu brauchen oder Hinterlist zu üben, auf daß nicht schreckliches Unheil entsteh'.“

Mit beflügeltem Fuße eilte Zwingli nach der Stadt zurück, wo er zu seinem Erstaunen die Bürgerschaft schon bewaffnet fand. An allen Straßen waren Wachen ausgestellt und große Büchsen aufgepflanzt.

Die Obern waren auf dem Rathhause versammelt. Wankelmuth und Unentschlossenheit herrschten im Rath. „Wir müssen nachgeben“ — sprach eben der Schultheiß, als Zwingli den Saal betrat — „die Jahrgelder abschaffen, die Gemeinden in unsre Berathungen ziehn. Die Obern von Bern und Luzern haben's schwer gebüßt, daß sie nicht

gleich im Anfang des Aufruhrs gute Miene zum bösen Spiel gemacht haben.“

„Das wär' doch bei Gott eine ewige Schand'“ — rief Gysler, der reiche Rathsherr — „wenn wir uns vor den Bauern fürchten sollten! Gebt ihnen nur den kleinen Finger, so fassen sie im Augenblick die ganze Hand und jagen uns am Ende allesammt zur Stadt hinaus!“

„Mir ganz aus der Seel' gesprochen!“ — erklärte Hans Hudi, der Venner, der eifrigste aller Franzosenfreunde — „Laßt uns mit dem Banner durch's Land ziehn und den Bauern zeigen, daß sie mächtige und furchtlose Oberherrn haben, dann will ich mein Leben verwetten, daß sie zu Kreuz' kriechen und sich auf Gnad' und Ungnad' ergeben!“

„Warum der Rathsherr Gysler und Venner Hudi zum Aeußersten rathen, kann auch ein Blinder sehn!“ — versetzte der Schultheiß — „Ich aber sag' euch, daß wir selbst unsrer Bürger nicht sicher sind, daß viele von ihnen mit den Bauern gemeinsame Sache machen werden, und daß ich endlich die Wünsche der Bauern gar nicht so unbillig finde!“

So entspann sich ein Streit, der, von Seiten der Schuldbewußten mit Erbitterung und Hartnäckigkeit geführt, von Minute zu Minute heftiger wurde. Zornige Reden fielen, bittre Vorwürfe und Anklagen wurden gewechselt.

Da trat plötzlich Zwingli, dessen Anwesenheit von den Streitenden nicht bemerkt worden, mitten in die Versammlung, verbeugte sich und sprach: „Liebe Herrn, ihr erwäget und streitet, ob es klüger und gerathener sei, die Beschwerden und Wünsche der Landleute anzuhören und zu berücksichtigen, oder sie kurzweg abzuweisen und einzuschüchtern. Ich wundre mich sehr, daß in einem eidgenössischen Rath nicht vor Allem die Frage verhandelt wird, was in dem gegebnen Falle Recht, Billigkeit und Gesetz gebieten.“

„So nennst Du den Aufruhr gesetzlich und trittst als Fürsprech der Empörer vor uns?“ — fragte Gysler, der Rathsherr. Und Hans Hudi, der Venner, fügte höhnisch hinzu: „Ein sauber Geschäft für einen Pfarrer, die unvernünftigen Bauern gegen ihre Obrigkeit aufzuhetzen! Und das ist der fromm'

und tugendliche Zwingli! Hab's aber immer gesagt, daß der reißende Wolf einmal den Schafspelz abwerfen wird!"

„Liebe Herrn" — versetzte Zwingli mit großer Sanftmuth — „als ich hierher ging, wußt' ich wohl, daß ich mich giftiger Reden und bösem Leumund aussetzen würde. Aber doch ging ich, in der festen Ueberzeugung, daß es auch Pflicht eines Geistlichen sei, wenn er gerufen wird, unter das Banner des Rechts zu treten. Erst vor einer Stund', auf der Kirchweih zu Eneda, erfuhr ich die Absicht der Bauern: Hierher zu ziehn und euch etliche Forderungen vorzutragen.

So wie selbst dem hochedlen Schultheiß von Glarus, erschienen auch mir diese Forderungen als recht und billig. Denn wer könnte es unbillig nennen, daß diese armen Leute, auf welchen schwere Steuern lasten, auch ihre Rechte und Freiheiten, welche man ihnen schmälern will, zu sichern suchen, daß sie, im Lande der Freiheit geboren, auch die letzten Spuren der Leibeigenschaft, dieser unmenschlichen und entehrenden Tyrannei, vertilgt sehen wollen,

und daß sie endlich die Bestrafung und Unterdrückung jener Gewissenlosen begehren, welche für französisches Geld die Ehre des Landes und das Blut ihrer Söhne verschachern?

Aufgefordert, mich an dem Zuge nach der Stadt zu betheiligen, zog ich vor, hierher zu eilen, euch von den Beschwerden und Wünschen der Gemeinden in Kenntniß zu setzen. Sie haben mir auf mein Bitten die feste Zusage gegeben, Gewalt und Frevelthat zu meiden, wofern ihr ihren Forderungen Gehör schenken solltet.

So sehet ihr denn, daß, wenn es Pflicht eines Geistlichen ist, gegen Tumult und Gewaltthätigkeit zu reden, ich meine Schuldigkeit gethan hab'. Gott lenke eure Herzen und euern Sinn, auf daß auch ihr thuet, was Rechtens ist!"

Die Rathsherrn schwiegen. Der alte, ehrwürdige Schultheiß aber ergriff das Wort und sprach: „Unser guter Pfarrer hat Recht. Die Beschwerden und Forderungen der Gemeinden sind nicht unbillig. Wenn es Verräther unter uns gibt, so mögen sie bestraft werden. Und im Rathe mögen künftig auch

Boten vom Lande sitzen. Den Jahrgeldern und Bündnissen laßt uns ernstlich entsagen, und die Leibeignen mögen sich loskaufen. Wenn die Bauern weiter nichts begehren, so können und müssen wir nachgeben!"

„Gewährt, was ihr wollt!" — schrie der Venner Hans Hudi mit zornglühendem Gesicht — „Nie aber soll gesagt werden, daß Hans Hudi vor rebellischen Bauern zu Kreuz' gekrochen! Was aber diesen scheinheiligen Anstifter des Unfugs betrifft" — bei diesen Worten deutete er mit dem Finger auf Zwingli — „so kommt wohl noch einmal die Zeit, Abrechnung mit ihm zu halten!"

Die starke französische Partei schloß sich der Meinung des Venners an. Es kam zu keiner Entscheidung. Tief gekränkt und traurig verließ Zwingli den Saal. Als er auf den Marktplatz gelangte, vernahm er Lärm und Getöse. Ein Bürger, welcher ihm begegnete, rief mit entsetzter Miene: „Sie sind da! — Vor Hudi's Hause!"

Zwingli lenkte seine Schritte nach dem Schauplatze des Tumults. Einige Bürger setzten bereits Tische mit Wein und Speisen auf die Straße, um

die Aufrührer zu bewirthen. Vor dem Hause des Venners Hudi aber herrschte unbeschreiblicher Jubel. Eine Abtheilung der in die Stadt gedrungen Bauern hatte vor Allem des verhaßten Venners Haus überfallen, Thüren, Fenster und alles Geräth zerstört. Aus dem Keller hatten die Uebermüthigen große Fässer edlen Weines auf die Straße gewälzt und zechten jetzt und jubelten wild durcheinander. Ein junger Bauer hatte sich des Venners seidenen Fuchsrock angezogen, tanzte unter den Fässern herum und rief: „Jetzt bin ich auch ein Junker, ein schmucker Herr von Glarus!“

„Wo ist der Ammann von Eneda?“ — fragte Zwingli.

„Wirst ihn in des Rathsherrn Gysler seinem Prunkzimmer finden“ — antwortete einer der Trunkenen — „Spielt heut auch 'mal den vornehmen Herrn im Haus des Kronenfressers!“

„Das arme Aenneli!“ — rief eine Stimme in Zwingli, und ohne sich zu besinnen, rannte er nach des Rathsherrn Wohnung. Fast dasselbe Schauspiel, wie vor des Venners Hause, fand er auch dort.

Nur herrschte mehr Ernst unter den Gruppen der Empörer.

„Wo ist der Ammann von Gneda?“ — fragte er wieder.

„Geh' nur hinein“ — gab man ihm zur Antwort — „wirst ihn finden an seinem Platz!“

Im nämlichen Augenblicke stürzte eine weibliche Gestalt mit entsetzter Miene und gerungenen Händen aus dem Hause. Es war Aenneli.

„Aenneli! Aenneli!“ — rief Zwingli.

Ein Strahl der Freude und Hoffnung zog über des Mädchens todblasses Gesicht. „O, lieber, guter Herr Pfarrer“ — rief es, die thränenvollen Augen auf ihn heftend — „erbarmet Euch unsrer, rettet uns!“

Zwingli ergriff Aenneli's Hand und trat mit ihr in das Haus. Ohne ein Wort zu sprechen, führte sie ihn nach des Vaters Wohnstube.

Hier stand, von einigen Bauern umringt, vor einem aufgebrochenen Schrank der Ammann und wühlte mit triumphirendem Blick in einem Haufen glänzender, französischer Kronenthaler.

„Ammann, Ammann, ist das keine Frevelthat, keine Gewalt?“ — rief Zwingli.

Der Ammann blickte stolz auf und sprach: „Als wir zu den Thoren kamen, wollt' man uns nicht einlassen; und in den Straßen fanden wir Büchsen und Wachen aufgestellt. Heißt das gütliche Unterhandlung? Und hab' ich Dir nicht gesagt: Im Guten oder im Bösen?“

Da Zwingli schwieg, fuhr er, triumphirend, fort: „Und nun sag' doch, was hast Du ausgericht't? Haben die Kronenfresser ihre Sünde bekannt und ein Einsehn gehabt? Hat der Rath einen Beschluß nach Recht und Billigkeit gefaßt?“

„Im Rath haben sich viele Stimmen zu euren Gunsten erhoben, und der Schultheiß selbst hat eure Beschwerden für billig erkannt.“

„Aber Hans Hudi und Gysler haben's zu keinem Beschluß kommen lassen, he? — Nun siehst, ich hab' Beweise gebraucht, daß sie beide Landesverräther und Blutverkäufer sind, und diese Beweise hab' ich jetzt! Und wenn Du Gut's thun willst, so geh' noch einmal in den Rath und sag', sie soll'n sich entschei-

den: Schnelle Straf' für die Schuldigen und Sicherung unsrer Recht' und Freiheiten — oder es bleibt kein Stein von Glarus auf dem andern!"

„Ammann, Du führst einen stolzen Ton" — sprach Zwingli im Tone sanften Tadels — „und doch ist eure Sach' nicht mehr gut und rein, sondern besudelt. Wie Räuber seid ihr eingebrochen in fremde Häuser und habt fremdes Gut beschädigt und zerstört. Blick' nicht so finster. Du weißt, ich fürcht' mich nicht, die Wahrheit zu reden. Ich hab' sie dem Rath gesagt, ich sag' sie jetzt Dir.

Ich werde gehn und noch einmal versuchen, den Rath zu gütlicher Einigung zu bewegen. Aber ich thu's nicht mehr mit der Freud' und dem guten Gewissen, wie vorher. Ihr habt mich irr' an der guten Sache gemacht. Schau hier dies weinende Mägdlein an, halb todt vor Angst und Schreck. Ewiglich wird es einen Abscheu vor den Landleuten haben und wird einst, zur Mutter geworden, den Kindern von dem heutigen Tag und der heutigen Frevelthat erzählen."

Er nahm Aenneli wieder bei der Hand und ver-

ließ mit ihr die Stube. Draußen aber sprach er zu ihr: „Jetzt lauf nach dem Rathhaus, armes Kind, und sag' Deinem Vater, er soll fliehen, augenblicklich, wenn er sein Leben lieb hat. Sie haben einen Beweis seiner Schuld in der Hand und werden seinen Tod verlangen. Du hast mir einst das Leben gerettet; jetzt will ich's Deinem Vater retten, obwohl er mein Todfeind ist."

Aenneli schlug das thränenvolle Auge dankbar zu ihm auf. Dann rannte sie fort. Zwingli aber folgte ihr langsam. Vor dem Rathhause wartete er, bis er plötzlich den Lärm der sich nähernden Bauern vernahm.

Als er die Schwelle des Rathhauses überschritt, begegneten ihm Hans Hudi und Gysler, die mit bleichen, verstörten Gesichtern davonschlichen. „Gott sei gelobt" — murmelte Zwingli — „so wird kein Blut fließen!"

„Ich werd's Euch nie vergessen!" — flüsterte Aenneli, an ihm vorübereilend.

Als er den Saal betrat, ward er freudig begrüßt.

„Ich hege die Hoffnung" — redete der Schultheiß ihn an — „daß Du die herben und kränkenden Reden, so vorhin in diesem Saal' gegen Dich geführt worden, angesichts der uns drohenden Gefahr vergessen hast. Deshalb bitt' ich Dich im Namen dieser nunmehr einigen Versammlung, Dein Ansehn bei den verirrten und wüthenden Landleuten geltend zu machen, auf daß sie ablassen von Tumult und Gewaltthat und gehorsam seien ihrer rechtmäßigen Obrigkeit. Dagegen sag' ihnen zu, daß die Empfänger französischen Geldes bestraft, und die Freiheiten und Gerechtsame der Landgemeinden laut Briefen und Siegeln bestätigt werden sollen. Und damit sie unsern ehrlichen Willen erkennen, so soll gleich morgen in einem Abschiede, durch Abgeordnete von Stadt und Land, über die einzelnen Punkte durch Stimmenmehrheit entschieden werden. Dies sei gebeten, den Bauern zu sagen. Und der gütige Gott beschütze sie, uns und die Stadt!"

Freudig ging Zwingli wieder nach dem Markt hinab, woselbst die Aufrührer schon angelangt waren. Durch Trommelwirbel ward Ruhe hergestellt. Der

Beschluß des Raths wurde mit Jubel begrüßt — und so war die Empörung unterdrückt.

Als Zwingli sich anschickte, den Markt zu verlassen, trat der Ammann von Eneda an ihn heran und sprach: „Ich bin kein Räuber. Die gefundenen Kronenthaler hab' ich dem Rath ausgeliefert. Ich bin auch kein blutgieriger Mensch. Denn ich hab den Hudi und Gysler aus dem Rathhaus schleichen gesehn und hab sie nicht angehalten. Ich denk', das Kronenfressen wird ihnen für ewige Zeiten vergangen sein!“

Vierzehntes Kapitel.

Erasmus.

Es war im Sommer des Jahres 1514.

Zwingli war eben aus seiner Heimath zurückgekehrt. Er hatte seinen Vater begraben! Der Tod des Ammanns, welchen Zwingli nicht blos als Vater geliebt, sondern auch als das Muster eines edlen Bürgers und Freiheitshelden verehrt hatte, erschütterte ihn tief. Er fühlte es tief, daß mit diesem Manne ein Ueberrest der alten, ruhmvollen Zeit dahingegangen war.

Auch gedachte er des Gelübdes, welches er dem Verblichenen geleistet, und das Bewußtsein, daß er noch so wenig zur Erfüllung desselben gethan, drückte sein Gemüth darnieder.

In dieser Stimmung kehrte er nach Glarus zurück und fand einen Brief von Capito, seinem früheren Studiengenossen, vor.

Capito benachrichtigte ihn zunächst, daß er, nachdem er den Doktorgrad dreier Fakultäten, der Medicin, der Rechte und der Theologie, erhalten, als Pfarrer an der Cathedrale von Basel angestellt worden sei.

Hiernach lud er Zwingli dringlichst ein, bald einmal nach Basel, dem Sitze der Bildung und Wissenschaft zu kommen.

„Komm' nur, komm'" — schrieb der begeisterte Elsaßer — „Du wirst in dieser herrlichen Stadt, der Zufluchtstätte aller freisinnigen, verfolgten Männer, eine Unzahl großer Geister finden. Und das wird Dich erquicken und beleben!

Hier findest Du den wackern Froben, unter dessen rastlos arbeitenden Pressen treffliche Bibelübersetzungen, die Griechen und Römer in großer Zahl, kurz Alles, was von eminenten Geistern Kühnes und Lehrreiches geschrieben wird, in herrlichster Form hervorgehet. Du findest den gelehrten Myconius

aus Luzern und den feinen und aufgeklärten Oecolampad aus Franken. Du findest endlich den Heros der Wissenschaft, den berühmten Erasmus, dessen erleuchtete Schriften die Welt in Bewegung setzen! — Es ist eine Lust, hier zu leben! Dein aufstrebender Geist wird hier einen ganz neuen, erhabnen Anflug nehmen. Du wirst ganz neue wunderbare Gedanken von hier mit nach Hause tragen!

Wenn Du kommst, will ich mich auch verpflichten, Dich von hier nach Baden im Aargau zu begleiten, woselbst unser sanfter, kranker Freund, Leo Judä, weilt.“

Selbst die bedeutendsten Männer bedürfen zuweilen äußerer Anregungen. Nicht immer sind sie im Stande, in ihre Brust zu greifen und von dort die Vollkraft herauszuholen, deren sie im Kampfe mit Welt und Menschen bedürfen. Je mehr sie ihrer Zeit zu geben bestimmt sind, desto mehr müssen sie von derselben empfangen.

Capito's Einladung machte den Eindruck eines himmlischen Fingerzeiges auf Zwingli. Ja, die Blüthen seines reichen Geistes bedurften eines gei-

stigen Sonnenstrahls, um ihre Kapseln zu sprengen. War doch Basel der Brennpunkt jener Lichtstrahlen, welche sich über die Schweiz verbreitet hatten.

Mit froher Hoffnung reiste er nach Basel und lernte Hedio, Myconius, Oecolampad und Froben kennen, Männer, welche gleich ihm, von der Liebe zur Wahrheit durchglüht waren, und, gleich ihm, die dunkle Ahnung einer bevorstehenden Weltverbesserung in sich trugen. Neue großartige Anschauungen eröffneten sich ihm im Umgang mit diesen Männern, welche in ihm sogleich den Geistesverwandten erkannten. Ihre neuen und edlen Ideen wehten ihn an wie Frühlingslüfte. Ihre Fortschritte in der Wissenschaft versetzten ihn in Begeisterung. Und mit unaussprechlicher Freude gestand er sich ein, daß doch alles Neue und Herrliche, was er sah und hörte, ihm gar nicht fremd war. Aehnlich dem großen Maler, der vor dem ihn fesselnden Bilde des Meisters in die ahnungsvollen Worte ausbrach: Auch ich bin ein Maler! — sagte sich Zwingli, von Bewunderung für seine neuen Freunde hingerissen: Auch ich werde nicht unbeachtet in Dunkelheit sterben!

Eines Abends sagte Capito, bei welchem Zwingli wohnte: „Morgen werd' ich Dich jenem Manne vorstellen, welcher vor Allen die Wissenschaft aus den Banden barbarischer Mönchsmethode befreit hat, und welcher der Stolz und der Ruhm Basels ist.“

„Bei Erasmus?“ — fragte Zwingli, freudig überrascht.

„Ja, bei Erasmus. Es hält schwer, ihn zur Annahme eines fremden Besuchs zu bewegen, wenn der Besucher keine Person von Rang oder sonstiger Auszeichnung ist. Er ist ein wenig verwöhnt und eitel. Alle Welt macht ihm den Hof. Ueberdies ist er gegenwärtig mit Arbeit überbürdet; er leitet den Druck einer neuen Ausgabe seines neuen Testaments, welches er in's Lateinische übersetzt hat. Doch, wie gesagt, morgen wird er Dich empfangen; und wenn er Wohlgefallen an Dir findet und Vertrauen zu Dir faßt, so wirst Du Wunderdinge von ihm hören. Wenn er in's Feuer geräth, was freilich nur selten geschieht, so wirken seine Worte wie Blitze, erleuchtend und zündend.“

Zwingli verlebte eine unruhige Nacht. Den

weltberühmten Gelehrten zu sehn und zu hören, das war für ihn ein Ereigniß von höchster Bedeutung; und die aufregende Erwartung raubte ihm den Schlaf.

Klopfenden Herzens betrat er am nächsten Morgen zur festgesetzten Stunde das stattliche Haus des Erasmus. Einige Diener in reicher Livree fragten ihn nach Stand und Namen und eilten ihn anzumelden. Er hatte also Zeit, die innere Einrichtung des Hauses zu betrachten, und sein Auge ward fast geblendet durch die Pracht, welche ihn umgab. Selbst im Flur war der Fußboden mit kostbaren Teppichen, die Wände waren mit herrlichen Tapeten bedeckt. In dem Vorzimmer, wo Zwingli antichambriren mußte, hingen werthvolle Gemälde; kunstvolle Schnitzereien zierten das Geräth.

Endlich öffnete sich die Thür des Heiligthums, und der heraustretende Diener gab Zwingli durch eine Handbewegung die Erlaubniß, einzutreten.

In einem großen, prachtvollen, von Wohlgerüchen duftenden Gemach, in einem Lehnstuhl von rothem Sammet, vor einem mit Büchern und

Schriften bedeckten Tische saß ein kleiner Mann mit sanften blauen Augen, der so zart und schwächlich schien, als ob ein starker Windhauch ihn umwerfen könnte. Und das war der berühmte Erasmus von Rotterdam, der sich bereits die Bewunderung aller ausgezeichneten Männer Europa's und die Huld der mächtigsten Monarchen erworben hatte.

Durch eine Handbewegung lud er den Besucher zum Niedersetzen ein. Darauf begann er in freundlichem Tone: „Ihr konntet nichts Klügeres thun, um Euren Geist zu erfrischen, als nach Basel zu kommen. Man glaubt sich hier in einem großen Museum zu befinden. Auf jeder Straße begegnet Ihr einem Gelehrten von Bedeutung. Latein und Griechisch versteht hier fast Jedermann; mancher auch noch Hebräisch. Der Eine leistet Ausgezeichnetes in der Historie, der Andre in der Theologie. Hier findet Ihr einen scharfsinnigen Mathematiker, dort einen Kenner des Alterthums und dort einen gewiegten Juristen. Ein solches Zusammentreffen steht wohl einzig da in der Welt. Ich wenigstens hab' es nirgends anderswo gefunden. Aber auch

abgesehn von diesen wissenschaftlichen Vorzügen, welche Herzlichkeit im Umgang waltet hier, welche Eintracht, welche Anmuth der Sitten! Ein Geist scheint Alle durchdrungen zu haben!"*)

Zwingli hing mit Augen und Ohren an des Gelehrten Munde. Er war so erregt, daß er, als Erasmus innehielt, kein Wort der Erwiederung fand.

Angenehm berührt von dieser andachtsvollen Befangenheit seines Gastes fragte Erasmus mit wohlwollendem Lächeln: „Ihr seid ein ebenso begabter, als freimüthiger Prediger, wie ich von Capito weiß. Wie haben Euch unsre Basler Theologen gefallen?"

„Sie erregen meine höchste Bewunderung!" — versetzte Zwingli lebhaft — „Befreit von den Banden der Scholastik, an der Hand der heiligen Schrift, durchglüht von heiligem Eifer, müssen sie endlich dazu gelangen, die Religionsbegriffe zu läutern. Doch was sprech ich darüber? — Gerade auf dem Felde der Theologie seid Ihr ja, verehrter Mann,

*) Fast wörtliche Aeußerung von Erasmus. Dasselbe gilt von den folgenden. Siehe Hagens Geist der Reformation.

der starke Pflüger und weise Säemann; die Früchte, welche jetzt anfangen zu reifen, verdanken wir Euch. Denn Ihr habt uns gelehrt, zwischen Geist und Buchstaben zu unterscheiden. Ihr habt das Studium der klassischen Sprachen wieder zu Ehren gebracht. Ihr habt die Ueberlieferungen der Kirche dem höhern Ansehn der heiligen Schrift untergeordnet und den Werth theologischer Lehrsätze nach ihrer nähern oder entfernteren Abstammung von Christo bestimmt!"

Der Gelehrte war sichtbar erstaunt über das klare, treffende Urtheil des jungen Pfarrers. Dem Wohlwollen, mit welchem er ihn empfangen, gesellte sich persönliche Achtung zu. Einem so gebildeten Manne gegenüber glaubte er sein scheues und vorsichtiges Wesen ablegen zu können und fuhr redselig fort: „Ja, mein junger Freund, die Theologie war und ist noch gar sehr beschwert mit menschlichen Satzungen, mit Schulmeinungen und Dogmen, am schlimmsten aber mit der Tyrannei der Mönche, die als Satelliten des römischen Stuhls so sehr an Menge und Einfluß gewonnen haben, daß sie Köni-

gen, ja sogar dem heiligen Vater selbst furchtbar sind. Diesen Leuten gilt der Papst, wenn er für sie ist, mehr als Gott; will er sie dagegen in ihren Privilegien beschränken, so ist er ein bloßer Schatten. Mit frecher Stirn predigen sie ihre neuen unverschämten Dogmen und bürden sie der Welt als Heiligthümer auf. Die Kraft und das eigentliche Wesen der Christuslehre schwächen sie ab; in äußerliche Cermonien setzen sie den Gehalt aller Religion. Jeder Funke von christlicher Liebe wird von ihnen erstickt. In ihren Predigten findet man kaum noch ein Wort von Christus, sondern lauter neue Sachen vom römischen Bischof. Diejenigen aber, welche diesen Zustand beklagen, in's rechte Licht stellen und zu ändern bemüht sind, verfolgen die Mönche mit Tücke und Wuth. Sie ärgern sich darüber, daß man die alten Autoren, in denen sie nicht bewandert sind, wieder hervorzieht, daß die schönen Wissenschaften wieder aufblühn, daß man angefangen, auch in Glaubenssachen auf die wahren und untrüglichen Quellen zurückzugehn. Sie fühlen ihre Lücken und haben Furcht, daß auch die Welt sie

entdeckt. Sie sind ängstlich besorgt, von ihrem Einfluß und ihrer Majestät zu verlieren. Daher nennen sie Alles Ketzerei, was sie nicht verstehn. Sie werfen Alles, was nicht in ihren Kram paßt, in einen Topf und rufen den Fluch des Himmels darauf. Kurz, sie üben eine Tyrannei gegen freie Studien und Wissenschaften aus, welche den Unwillen aller Gebildeten erregen muß. Und ich fürchte, es stehen uns heiße und erbitterte Kämpfe bevor!"

„Und wer wird siegen in diesen Kämpfen zwischen Dunkel und Licht?" — fragte Zwingli.

„Unsre Zeit" — versetzte Erasmus mit feinem Lächeln — „hat scharfe Gedanken, subtile Sinne, Kenntniß der Sprachen, die Kunst der Buchdruckerei, Begierde nach Wahrheit und Gefallen an Unabhängigkeit. Dies Alles könnte wohl als ein kräftiger Sauerteig die Masse der Kirche durchdringen und eine sehr wirksame Fermentation zu Wege bringen. Der ewige Geist, von welchem die Ideen stammen, hat an allen Enden der Welt wundersame Kräfte erweckt, welche in innigster Wechselwirkung stehn. Der Aufschwung der Geister ist kühn und erstaun-

lich. Die Sehnsucht der Menschen nach bessern Zuständen spricht sich in tausend verschiedenen Formen aus. Es ist nicht unmöglich, daß wir die Wahrheit zum Siege gelangen sehn. Doch kann sie nur siegen durch ihre innere, unwiderstehliche Gewalt, nimmermehr durch einen Kampf roher Kräfte!"

Der Gedanke an einen solchen schien ihn zu beunruhigen. Sein ganzes Wesen, welches bisher den Charakter philosophischer Ruhe an sich getragen, veränderte sich. Mit ängstlichem Eifer fuhr er fort: „Nicht durch äußere Gewaltthat, nicht durch Revolution kann die Wahrheit siegen! — Die Welt ist voll schlechter Menschen, welche sich eine öffentliche Unruhe zu Nutze machen würden. In Revolutionen gilt der Verwegenste, der Wüthendste am meisten! darum arten sie aus in Anarchie. Ein Geist, der den öffentlichen Frieden stört, ist kein guter, kein heilsamer Geist!"

Er stand auf und durchschritt in großer Aufregung das Gemach. Er schien mit sich selber nicht im Reinen zu sein und doch den Drang zu fühlen, in's Klare zu kommen. „Die humanistischen Stu-

dien" — fuhr er fort — „haben, es ist nicht zu leugnen, die alte, verlogene Mönchsweisheit untergraben. Die Pressen haben in rastloser Thätigkeit zahllose freisinnige und aufklärende Schriften zu Tage gefördert. Gelehrsamkeit, Witz, Satyre und Beredtsamkeit reichen einander die Hand, um mit vereinten Kräften die Gebrechen und Thorheiten der Zeit an den Pranger der öffentlichen Meinung zu stellen. Gelehrte und freimüthige Geistliche bemühen sich, die Religionslehre von Menschensatzungen zu reinigen und die Theologie ihrer wahren Bestimmung, der Erbauung und Veredlung der Menschen, zuzuführen. Selbst der jetzige Papst, der schöne, geistvolle Leo, ist ein leidenschaftlicher Verehrer der Künste und Wissenschaften. So haben wir denn alle Aussicht, eine große friedliche Umgestaltung zu erleben. Und nur eine Gefahr ist zu besorgen, die nämlich, daß irgend ein Feuerkopf den zündenden Funken unter die Massen schleudert und in blindem Eifer die rohesten Kräfte entfesselt! — Doch überlassen wir die Zukunft der unsichtbaren Hand, welche jeglichem Ding' Weg und Steg zeigt.

Erzählet mir nunmehr Einiges aus Eurem Leben, welches, wie mir Capito versichert hat, trotz Eurer Jugend, nicht ohne bedeutsame Schicksale gewesen. Wenn ich nicht irre, habt Ihr vor etlichen Jahren das Banner Eures Cantons nach Italien begleitet. Wie hat Euch Italien gefallen?"

„Ich habe dort bittre Enttäuschungen erlebt" — versetzte Zwingli. — „Ich hatte mir unter Italien die Heimath der Wissenschaft und frommen Glaubens vorgestellt. Aber was fand ich? — Allerdings viele wissenschaftliche Schätze und herrliche Kirchen. Allein diejenigen, welche dazu berufen sind, die Wissenschaft zu tragen, zu verbreiten und Tugend und christlichen Sinn durch edle Beispiele zu empfehlen, gerade sie, die Geistlichen und Mönche, sind in Unwissenheit und Unglauben befangen und tragen eine Sittenlosigkeit zur Schau, welche ein reines Gemüth geradezu empören muß!"

„Ihr seid streng" — sagte der Gelehrte mit feinem, fast moquantem Lächeln, indem er sich wieder niedersetzte. „Allerdings sind die Kinder des Südens viel sinnlichere Naturen, als wir. Auch fehlt ihnen

die Gemüthstiefe der Deutschen. Die gebildetsten Italiener glauben die Höhen attischer Weisheit erreicht zu haben, wenn sie, an der Oberfläche der Dinge hinstreifend, ihre Sinne von den Reizen der Kunst und Dichtung gekitzelt fühlen. In der Wissenschaft sind sie bei Weitem nicht so gründlich, als wir. Dennoch gibt es glänzende Geister unter ihnen. Und was Geistliche und Mönche anbetrifft, so versichre ich Euch, mein Freund, sie sind nicht besser noch schlechter, als die unsrigen. Was irgend im heidnischen Alterthum von schlauen Hierophanten und Auguren zur Pöbeltäuschung ersonnen worden, unsre deutschen Mönche haben es erneuert, wenn nicht übertroffen. Und was Unwissenheit und Rohheit betrifft, so lassen sie die Italiener noch hinter sich."

Zwingli gedachte der Dominikaner in Bern und konnte nicht widersprechen.

„Und eben weil dem so ist" — fuhr Erasmus fort — „so müssen die wenigen bessern und erleuchteten Männer fest zusammenstehn, um mit den Waffen des Geistes die schreckliche Barbarei zu bekämpfen. Ich wiederhole, auch ich halte eine Reform der Kirche

für nothwendig. Aber diese Reform muß von oben ausgehn. Auf die Häupter müssen wir zu wirken suchen. Wagten wir den Kampf ohne sie, so würden wir sie in unsre Feinde verwandeln und uns nutzlos in's Verderben stürzen!"

Zwingli gedachte des Cardinals Schinner. „Ich fürchte nur" — sprach er schüchtern — „daß diese Häupter sich niemals an einem Kampfe betheiligen werden, welcher ihre Interessen bedroht."

„Dann müssen wir diese Interessen mit unsern Bestrebungen in Einklang zu bringen suchen oder wir müssen warten! Denn, laßt es Euch gesagt sein, den Brand unter die Massen zu schleudern, wäre ein verhängnißvolles, ruchloses Beginnen!"

Der Ton, in welchem er dies sprach, war herb und zischend, als ob er die Worte im Unwillen, mit zusammengepreßten Zähnen, hervorgestoßen hätte. Auch griff er gleich darauf nach der auf dem Tische liegenden Uhr, einem „Nürnberger Ei," und schien sehr erstaunt über die vorgerückte Zeit.

Zwingli, welcher diese höfliche Manier, ihn zu

verabschieden, zu würdigen wußte, stand auf und empfahl sich.

Erasmus begleitete ihn bis zur Thür. Seine Miene nahm plötzlich den früheren wohlwollenden Ausdruck wieder an. „Lebet wohl“ — sagte er, dem Scheidenden die Hand reichend — „Ich werde mich freu'n, zuweilen von Euren ferneren Schicksalen zu hören. Ihr seid eine rüstige und bedeutsame Kraft und werdet uns das Rad der Geschichte stoßen helfen.“

„Nun, hat er Deinen Erwartungen nicht entsprochen? Du siehst mir so betroffen aus“ — sprach Capito zu dem heimkehrenden Zwingli; und als dieser ihm die ganze Unterredung mitgetheilt und sein Erstaunen über den so unerwarteten und unhöflichen Schluß derselben ausgesprochen, rief er, lachend: „Das sieht ihm ähnlich! Denn so kühn und freimüthig er beim Schreiben ist, so scheu und zaghaft äußert er sich oft beim Sprechen. Bei jedem energischen Wort wittert er eine persönliche Gefahr. Er liebt die Wahrheit, aber noch mehr seine Behag-

lichkeit. Fleisch essen möchte er wohl; aber schlachten — brrr!“

„Auch e r behauptet, eine kirchliche Reform müsse von oben beginnen“ — sprach Zwingli gedankenvoll — „und doch hege ich die feste, zuversichtliche Ueberzeugung, daß dies ein Wahn ist!

Er ist ein großer Geist, aber in dieser Beziehung hat er mich nicht überzeugen können. Doch gleichviel. Du schriebst mir, mein Geist würde hier in Basel einen ganz neuen, wunderbaren Aufschwung nehmen. Du hast Dich nicht getäuscht. Ich fühle schon jetzt, daß diese Reise nach Basel einen Abschnitt in meinem Leben gemacht hat. Gerade wovor Erasmus mich gewarnt hat, dazu bin ich jetzo entschlossen. Laut und furchtlos will ich meine Stimme erheben gegen die Gebrechen der Kirche. Ein gutes Beispiel erweckt Nachahmer. Rom muß den Abgrund kennen lernen, zu welchem es die christliche Kirche geführt hat!“

Ende des ersten Theils.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.



Druck von Otto Wigand in Leipzig.

König, Th.

Ulrich Zwingli Culturhistorischer Roman

Bd.: 1

Leipzig 1862